Zweites Buch.

Sinngedichte und Sprüche.

Aus

Morgenland und Abendland.

Aus

Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1882.

Prof. Alex. Ziwet
gt.
1-12-1923

Prolog.

Ich sah in fernen Abendlanden,
Aus alten Völkern buntgesellt,
Ein neues Leben auferstanden
In einer neuentdeckten Welt,
Wo alte Rassen sich verjüngen,
Der Stamm- und Glaubenshader schweigt,
Der Fortschritt sich in Riesensprüngen
Beim steten Wettkampf Aller zeigt,
Und was der Zwangsmacht unsrer Ahnen
Nicht in Jahrtausenden gelang,
Auf weiten, selbstgeschaffnen Bahnen
Ein freies Volk im Flug errang . . .

Da schlagen alle Pulse schneller
In wilder Jagd nach Gold und Glück,
Da blicken alle Augen heller
Nach vorwärts — aber keins zurück;
Da heißt es: „Sterben oder Siegen!"
Und immer vorwärts geht's im Sturm,
Der Schwache bleibt am Wege liegen
Und wird zertreten wie ein Wurm.

Wohl auf der Glücksjagd kommen Viele
Zu Gold und Gut in Ueberfluß,
Doch Wenigen wird am goldnen Ziele
Des Glücks durchgeistigter Genuß.

Hier treibt in rasender Geschwindheit
Das Leben seinem Ende zu,
Hier hat die Jugend keine Kindheit
Und hat das Alter keine Ruh'.

Hier weben keine Dämmerungen
Geheimnißvoll um Flur und Hag:
Der Tag kommt aus der Nacht gesprungen
Jäh, wie die Nacht springt aus dem Tag.

Hier ist nichts Großes schon vergangen,
Da Alles noch im Werden lebt,
Und was die Zukunft hält verhangen
Weiß nur, wer einst den Schleier hebt.

Doch dieser neuen Welt im Werden
Ins Herz zu schaun, schärft mehr den Blick
Als alles Große, was auf Erden
Vor uns vollendet das Geschick.

Es ward nur groß, weil es sich nährte
Vom Großen der Vergangenheit,
Und doch ureigne Kraft bewährte
In Werken für die Ewigkeit.

Wiesbaden, 10. Juli 1881.

F. B.

Erstes Buch.

Gedichte aus neuerer Zeit.

Morgen- und Abendroth.

Der Himmel kleidet sich in Morgenroth
Und Abendroth, und beides macht uns schauern:
Vor Wonne jenes, dies vor süßem Trauern,
Denn jenes kündet Leben, dieses Tod.

Doch Tod, dem neues Leben folgen soll,
Denn purpurn, wie die Sonne sinkt am Abend,
Ersteht sie Morgens, Herz und Auge labend,
Im Auf- und Untergang verheißungsvoll.

Und zwischen beiden schwingt der Sonnenball
Sich auf und ab, bald glühend Segen spendend,
Bald kalten Scheins die blöden Augen blendend,
Bald sich verhüllend hinterm Wolkenwall.

So schwingen zwischen Auf- und Untergang
Auch wir uns ab, belebt vom Sonnenlicht,
Und spähn umher mit forschendem Gesicht,
Zugleich vor Leben und vor Sterben bang.

Wohl dem, der gläubig in ein Jenseits schaut,
Das ihn versöhnt mit diesem Lebensfluche!
Wohl dem auch, der schon hier im Lebensbuche
Versöhnung liest und auf kein Jenseits baut!

An eine Kerze.

O Kerze, die du dich selbst verbrennst,
Entzündet von mir, den du gar nicht kennst,
Du kannst nicht ahnen, wozu ich dich brauche,
Und dienst mir doch treu bis zum letzten Hauche!
Bist feurig im Dienst und doch geduldig,
Du gibst mir alles und bist mir nichts schuldig.
Das Dunkel wird mir erhellt durch dein Licht
Und im eigenen Glanz siehst du selbst dich nicht!
Hoch ragtest du auf und brennst nun munter,
Bis ganz dein Licht erlischt, herunter —
Doch bis der letzte Rest zerstoben,
Hältst du immer die Flamme gerichtet nach oben!

Verschiedene Ansichten.

Du schaust zum Himmel strahlenden Gesichts,
Fühlst dich durch seine Herrlichkeit erhoben,
Da hörst du sagen:
Das ist alles nichts
Als bloßer Schein, aus Dunst und Licht gewoben.
Dies blaue Kleid des Himmels ist nicht echt,
Es hält nicht Farbe, täuscht dich durch die Ferne:
Du siehst's im Tagesglanz so wenig recht
Wie nachts im funkelnden Besatz der Sterne.
Und ob der Himmel wolkentrüb, ob rein
Voll Glut im Sommer scheint und kalt im Winter:
Was er dir scheint, das bildest du dir ein,
Er selbst ist nichts, es steckt auch nichts dahinter. —

So hörst du sprechen. Bist du klug, so sprich
Dagegen:
Was bist du denn, der so redet?
Hältst du für dauernder und echter dich
Als jenen Himmel, den dein Wort befehdet?

Was wärst du ohne ihn, was wirst du sein,
Wenn deine Augen nicht sein Licht mehr trinken?
Es geht dir schon auf Erden nicht recht ein,
Wie erst, wenn du darunter mußt versinken!
Jetzt hältst du noch in eigner Scheinbildung,
In dürftiger Schulweisheit Selbstüberhebung,
Was dir nicht klar, für eitle Einbildung,
Siehst nur in dir die höchste Weltbelebung
Und lächelst, wenn nicht jeder denkt wie du
Im himmelfrohen menschlichen Gewimmel:
Dein Lächeln geht mit dir zur Grabesruh',
Und über deinem Grabe lacht der Himmel!

An die Natur.

Natur, sei du so grausam wie du willst,
Ich will den Einklang mit dir wahren!
Ob du mir Wunden schlägst, ob Schmerzen stillst,
Ich lasse deine Hand nicht fahren,
Die oft mein Leben wunderbar erneut,
Wenn ich es wähnte ganz verloren,
Mir lieb gemacht, was ich vordem gescheut,
Eh' ich im Geist ward neu geboren,
Eh' ich den klaren Lebensborn der Kunst
In deiner Hut sah vor mir springen,
Und kämpfend fand, daß deine höchste Gunst
Durch heißen Kampf nur zu erringen.
Befreiend gibst du dich dem Geiste hin,
Der alle Furcht vor dir verloren,
Du bist nur unbeschränkte Herrscherin
Für feige Sklaven, träge Thoren.
Du führst am Zügel alle Creatur,
Die sich bewußtlos dir muß beugen,
Und nur den Geist, der frei folgt deiner Spur,
Machst du zu deiner Größe Zeugen.

Daß manches Bildwerk, manch beschriebnes Blatt,
Dem Lebenshauch durch dich gegeben,
Von höherm Werth ist, als die größte Stadt
Voll Menschen, die wie Thiere leben.

Was wär' uns Griechenland, wenn nicht Homer
Zum Führer eines Chors geworden
Erlauchter Geister, denen hinterher
Bald folgten der Verwüstung Horden.

Wer dich beherrschen lernt, dem bist du hold,
Lehrst ihn das Schwierigste vollbringen;
Dem Sucher nach Gewinn beutst du dein Gold
Und leihst dem Genius deine Schwingen.

Wenn auch die Erde wieder still begräbt
In sich, was sie aus Staub geboren:
Was werth ist, fortzudauern, überlebt
Den Tod, geht nicht im Staub verloren. —

Natur, sei du so grausam wie du willst,
Ich will den Einklang mit dir wahren!
Ob du mir Wunden schlägst, ob Schmerzen stillst,
Ich lasse deine Hand nicht fahren.

Beim Jahreswechsel.

Wie sich die Speichen eines Mühlrads drehn,
Einander gleich, doch Platz und Richtung tauschen,
Daß, die jetzt unten sind, bald oben stehn,
Und bald von oben wieder abwärts rauschen:

So steigen aus des Zeitstroms dunklem Grund
Die Tage auf und fallen in ihn nieder.
Die Speichen bleiben in des Mühlrads Rund,
Doch ein entschwundner Tag kommt nimmer wieder.

Und mit den Tagen in dem raschen Schwung
Des Jahresrings wird dieser selbst vernichtet,
Nichts bleibt zurück als die Erinnerung,
Die uns nach unserm Thun und Lassen richtet.

Mag uns in dieses Lebens kurzer Frist
Nur mangelhaft, was wir erstreben, glücken:
In uns lebt etwas, das weit größer ist
Als unsre Fähigkeit, es auszudrücken.

Bestes und Gutes.

Ein junger Dichter sprach zu einem alten:
„O Meister, viel verdank' ich dir,
Nimm huldvoll dieses Buch von mir,
Mein Bestes ist darin enthalten!"

Der Alte über ein paar Seiten
Des Buches ließ die Blicke gleiten,
Und sprach kopfschüttelnd trüben Muthes:
„Behalt dein Bestes: bring mir lieber Gutes!"

Omar der Khalif.

Einst hab' ich die Kamele meines Vaters geweidet,
Barfüßig, in rauhe Wolle gekleidet.
Mein Ruhebett war das freie Feld
Und meine Decke das Himmelszelt,
Bis mich der Gläubigen Stimme berief,
Ihr Herrscher zu werden und Khalif.
Dann macht' ich auf weiter Siegesbahn
Die mächtigsten Reiche mir unterthan
Und bin nun so hoch gestiegen hier,
Daß keiner steht zwischen Gott und mir;
Doch fühl' ich, erhoben durch Gottes Hand,
Mich kleiner, als da ich niedrig stand.

Das Nächste und Fernste.

Von Heimatflur und Vaterhaus
Früh zog ich in die Welt hinaus,
Um spät, nach langen Wanderjahren
Geklärten Blickes zu erfahren,
Daß alles Größte was ich sah,
Mir schon daheim war immer nah;
Denn rings um diese Erdenwelt
Wölbt sich das blaue Himmelszelt
Für unsern Blick in gleicher Ferne,
Im Glanz der Sonne wie der Sterne.
Und Quellen springen uns zu Füßen,
Uns aus der Unterwelt zu grüßen,
In deren Tiefen, wie in Särgen,
Sich alte Weltbrandsgluten bergen,
Die einst lebendig dort begraben,
Noch immer Leben in sich haben,
Das drangvoll aus der finstern Gruft
Aufstrebt nach Himmelslicht und Luft.

Und Himmelslicht und Luft und Wasser,
Des Lebens Quellen und Erhalter,
Sind aller Körperwelt Umfasser,
Und kennen weder Zeit noch Alter.

Doch wo die Drei in heiliger Einheit
Aus ihrem Born der ewigen Reinheit
Gedanken in Gestalten bilden,
Die sich mit Erdenstaub umschilden:
Da tritt die Zeit in ihre Rechte,
Bringt mit dem Werden das Vergehn
Und trennt die ewigen Lebensmächte
Von allem, was sie läßt erstehn
Aus Staub, um wieder Staub zu werden.
Selbst was am dauerndsten auf Erden
Gegründet scheint, wird einst zum Raube
Der Zeit, die es erhob vom Staube.
Kein Berg, kein wolkenhoher Thurm,
Kein Erzbild widersteht dem Sturm
Der Zeit, die in gemessenem Ring
Stets neu erschafft was unterging.
Nur Eins entzieht sich ihrer Macht:
Der Geist, der sich schon in der Hülle
Des Staubes frei vom Staube macht
Und mächtig aufstrebt zu der Fülle

Des Lichts, daraus er nur als Funken
In diesen Erdenstaub gesunken,
Um ihn verklärend zu durchdringen,
Und dann sich wieder aufzuschwingen
Vom Zwang des Raumes und der Zeit
Zum Born des Lichts der Ewigkeit.
Er läßt, in Bildern, die vergänglich,
Uns hier schon seine Wunder ahnen,
Daß wir oft Wonnen überschwenglich
Empfinden auf geweihten Bahnen,
Fernab vom wirren Lärm der Welt,
Wenn auf der Alpen weiße Gipfel
Und auf des Bergwalds dunkle Wipfel
Das Licht des Himmels rosig fällt,
Die Wasser sich und Wolken röthen,
Und in des Thales Dämmergründen
Die Nachtigallen klagend flöten,
Des Tages Untergang zu künden.
Da webt und weht es in den Lüften
Von holdem Klang und würzigen Düften,
Als ob die Nacht des Tags Getöse
In eitel Duft und Wohllaut löse.

Im Waldesgrunde, aus Quellenmunde
Murmelt geheimnißvolle Kunde:

Der Tagsverstand mit seiner Helle
Ist nur ein blendender Geselle
Für Thoren, die nichts Höheres kennen,
Als was sie greif- und sichtbar nennen.
Sie wissen nicht, daß alles Große
Geboren wird aus dunklem Schoße;
Sie wissen nicht, daß alles Größte
Unsichtbar bleibt, und erst beginnt,
Wo sich der Geist vom Staube löste,
Der sicht- und greifbar ihn umspinnt.
Du siehst die Rose blühn am Strauche,
Doch siehst du nichts vom süßen Hauche,
Der mehr sie als der Blätter Pracht
Zur Königin der Blumen macht.
Du siehst die Erde — nicht den Brodem,
Den sie aushaucht als Lebensodem.
Du siehst die kleine Nachtigall,
Doch nicht der süßen Stimme Schall,
Die eine ganze Welt des Schönen
Erschließt in weihevollen Tönen.

Und so gibt auch aus Menschenmunde
Nur unsichtbarer Hauch dir Kunde,
Ob er im Wort sich offenbart
Von hoher oder niedrer Art.

Wir trinken Licht aus ewigen Quellen,
Um Aug' und Seele zu erhellen,
Doch alles, was dem Auge sichtbar
In irdischer Hülle, ist vernichtbar.
Nur was gestaltlos urlebendig
Im Wechsel fortwirkt, lebt beständig.
Das Meer wälzt ewig seine Wogen
Frisch um den staubigen Erdenball,
Unsichtbar kommt die Luft gezogen
Und strahlend dringt das Licht durchs All.
Doch ob sie auch den Staub gestalten
Zu einem höhern Schein des Lebens:
Sie sind nur dienende Gewalten
Von einem höhern Sein des Lebens!
Das Feste muß in Geist verrinnen,
Der Geist muß neue Form gewinnen —
Allein des Geistes höchste Schranke
Erfaßt kein menschlicher Gedanke.

Weisheit und Thorheit.

Wir lachen über der Chinesen Kleider,
Und über unsre lachen die Chinesen.
Die Kleider macht die Mode und der Schneider,
Sie zeigen nicht des Menschen wahres Wesen,
Und können nicht das Maß des Urtheils füllen.
Wer schwimmen will, muß die Gestalt enthüllen,
Und auch die nackte menschliche Gestalt
Verschleiert noch den inneren Gehalt.

Wer sich und andre richtig will begreifen,
Muß alle Vorurtheile von sich streifen,
Der stets die Menge folgt auf ihrer Bahn.
Der reinste Glaube wird im Volk zum Wahn,
Verhärten flüssige Formen sich zur Starrheit
Und treiben die Vernunft zu sehr ins Enge.
Es trägt manch kluger Mann das Kleid der Narrheit,
Blos um nicht aufzufallen vor der Menge.

Die Weisheit nur kennt solche Vorsicht nicht:
Wo sie nicht zeigt ihr eigenes Gesicht
Und treulich uns ihr Innres offenbart,
Da hört sie auf, zu sein, schlägt aus der Art.

Sie spottet nie des Heiligen, sie spottet
Der Thoren, die es salbungsvoll entweihn;
Sie wirft ihr Licht auf alles, was verrottet
Und morsch sich spreizt in falschem Heiligenschein.

Sie schiebt vor ihre Pforte keinen Riegel,
Kennt keine Grenzen, welche Völker trennen,
Zeigt heimische Thorheit gern in fremdem Spiegel
Und lehrt die eigne durch die fremde kennen.

Voll Narrheit sind die Völker überall
Auf diesem nicht ganz runden Erdenball.
Der größte Narr glaubt selbst nicht, daß er's sei,
Ein weiser Mann fühlt sich nie völlig frei
Von närr'scher Art, und denkt: das muß so sein,
Denn was nicht ausschlägt, das schlägt auch nicht ein.

Wer nicht die Herrschaft über sich gewann,
Daß er der eignen Thorheit lachen kann,

Hat noch den Weg zur Weisheit nicht gefunden.
Thorheit ist Auswuchs blinder Vorurtheile,
Nur steter Kampf dagegen macht gesunden,
Nur Trieb nach Selbsterkenntniß führt zum Heile.

Im Frühling.

1.

Nackte Gedanken
In stämmiger Urschrift,
Mit allerlei Schnörkeln
Und knorrigem Ausputz
Sah ich euch, Bäume, jüngst
Stumm noch und starr stehn
Auf der weißen Tafel des Winters.

Jetzt aber prangt ihr
In Blätter- und Blütenschmuck;
Duftig umrauschen
Weiche Gewande
Die harten Glieder,
Sie völlig verhüllend.

Sonnige Lichter umspielen das Antlitz;
Der Hauch der Liebe löste die Lippen;
Euer Odem ward Balsam,
Eure Stimme Gesang,
Und der Wintergedanke
Ein Frühlingsgedicht.

2.

Nun blickt mit Blumenaugen
Die Erde wieder
Zum Himmel empor,
So seligen Blicks,
Als ob sie noch nie
Die Geisel gefühlt
Des laun'schen Geliebten,
Der nackt sie hinausstieß
Und grausam gebannt hielt
In harter Hut
Des herzlosen Winters,
Doch nun aufs neue
Sie schmückt und kleidet
Mit bräutlichem Schmuck,
In Glutenküssen
Ihr alle Wonnen
Der Liebe weckt,
Sie schauern macht
In seligem Empfangen.

Die Rosen erröthen
Vom süßen Geheimniß,
Die Lilien erbleichen,
Die Nachtigall singt es
Im blühenden Dornbusch
Mit klagenden Tönen.

Sie weiß, wie eilig
Den flüchtigen Wonnen
Die lange Trauer folgt
Der kreisenden Erde,
Die all' ihre Kinder
Welken und sterben sieht,
Um wieder zu knirschen
Im nackten Elend
Des Winterjochs.

Menschenleben.

Der Kaufherr, der weithin verschifft seine Waaren,
Ueberläßt seinen Schiffern des Meeres Gefahren;
Der Taucher nach Perlen im Meeresgrunde
Schmückt niemals sich selbst mit dem kostbaren Funde.
Nicht die Gefallenen im blutigen Kriege,
Nur die noch Lebenden feiern die Siege.
Wohin ich sehe, wohin ich wandre:
Ein Opfer ist unser Leben für andre.

Erbauliche Philosophie.

Macht nicht so viel Federlesens
Mit des Geistes Offenbarung:
„Die Verschiedenheit des Wesens
Ist Verschiedenheit der Nahrung.“*

Wer nicht ißt, der kann nicht leben,
Wer nicht lebt, der kann nicht denken;
Alles höchste Geistesstreben
Kommt von Speisen und Getränken.

Gleiche Nahrung zeigt das Gleiche,
Wie im Menschen, so im Vieh —
Das nennt man im Deutschen Reiche,
Heutzutag Philosophie!

* Wörtliches Citat aus Feuerbach's Anzeige des Buchs von Moleschott, über die Nahrungsmittel.

Pappel und Rebe.

Die Pappel erhebt ihr dürftiges Haupt
Hochaufgerichtet in Würde
Als stämmiger Wächter am Wege.
Der fruchtreiche Weinstock, üppig belaubt,
Erliegt seiner Segensbürde,
Wenn ohne Stütze und Pflege.

Die stolze Pappel steht fest wie ein Thurm,
Wie auch mit Wetterplagen
Der Himmel sie mag umwüthen;
Die schwellende Traube kann jeder Wurm
Verderben und zernagen,
Wenn nicht gute Geister sie hüten.

Eine Rheinfahrt im Herbst.

(1878.)

Wir stiegen ein bei Königswinter.
Durch rieselnd grauen Nebelflor,
Mit drohendem Gewölk dahinter,
Wagt sich das Schiff nur langsam vor.
Doch plötzlich wird der Vorhang lichter,
Dahinter spielt's wie Sonnenglanz,
Verklärt die spähenden Gesichter
Wie Berg und Flur des Uferlands.

Allmählich in zerrissnen Stücken
Der Nebel fällt wie morsches Tuch
Herunter von der Berge Rücken,
Und wie aus altem Märchenbuch,
Mit Blättern schon vergilbt, verwittert,
Steigt bei des Rheins gewundnem Lauf,
Der wie von Schönheit trunken zittert,
Ein Glanzbild nach dem andern auf.

Doch sehn wir keinen Glanz, der blendet:
Es ist dein Spätglanz, kühler Herbst,
Der alles blühende Leben endet,
Wenn du die Wälder bunter färbst.
Dein Hauch trifft zarte Blumen tödlich
Inmitten ihrer Herrlichkeit;
Das zähe Laub färbt er erst röthlich,
Eh' er es ganz dem Tode weiht.

Der Frühling weckt das frohe Hoffen,
Der Sommer bringt das blühende Glück;
Du hältst die Bahn dem Winter offen,
Der führt zum Frühling uns zurück.
Du weckst vom Winter schon die Ahnung
In uns mit nächtlich eis'gem Hauch,
Doch an den Sommer frohe Mahnung
Weckst du an sonnigen Tagen auch!

Und heute zeigst du klaren Scheines
In Zauberbildern fern und nah
Mir alle Herrlichkeit des Rheines,
Noch schöner als ich einst sie sah,
Da mich im Lenze meines Lebens
Zuerst des Rheines Welle trug,
Und herzerhebend, nicht vergebens
Ihr Zauberklang ins Ohr mir schlug.

Den Nachen führten rüst'ge Fergen,
Und ringsum gab es reiche Schau:
Die Burgen hingen an den Bergen
Leicht wie geformt aus Nebelgrau;
Die Flut ging hoch bei leichtem Stürmen
Aus Ost, und rollte frischen Schaum,
Geläut' scholl von den spitzen Thürmen
Des Städtchens — mir war's wie ein Traum.

Noch schwankt' ich selbst wie eine Welle
Umher im Spiel des Misgeschicks,
Voll Sehnsucht nach des Lichtes Quelle,
Doch schweren Herzens, trüben Blicks,
Schon früh gehemmt in treuer Pflege
Des Besten, was mir Gott verliehn,
So daß, was Schönes auf dem Wege
Ich fand, mir wie ein Traumbild schien.

Doch jetzt im Herbste meines Lebens,
Seh' ich die Jugend sich erneun
In Enkeln schon. Nicht ganz vergebens
Hab' ich gelebt und darf mich freun
Der Nähe hochgesteckten Zieles
Nach langer, dornenvoller Bahn,
Da, wenn auch alles nicht, doch vieles,
Was ich erstrebt, die Augen sahn.

Mit Weib und Kindern im Vereine,
Mit frohem Herzen, hellem Blick,
Mach' ich die Herbstfahrt auf dem Rheine
Und preise dankbar mein Geschick;
Denn selbst aus trüben Tagen klingen
Erinnerungen freundlich hier;
Ich hört' ein Lied dort eben singen:
Es war ein Jugendlied von mir.

Eine Heidefahrt.

(1871.)

Wir fuhren spät noch durch den Heidetann;
In munterm Trabe lief das Zweigespann,

Doch auf dem Bock der Kutscher schien zu wanken,
Er schüttelte das Haupt wie in Gedanken

Und brummt mit unverständlichem Gebrumm
Sich in den Bart, sieht oft sich nach mir um

Und starrt mich an mit glotzendem Gesicht,
Als wollt' er fragen: kennst du mich denn nicht?

Dann plötzlich sitzt er wieder stramm, und knallt
Mit seiner Peitsche, daß es weithin hallt.

Und wie vom Knallen aufgescheucht, jetzt funkelt
Der Mond herab, durch Wolken lang' verdunkelt;

Er funkelt hell dem Kutscher ins Gesicht,
Als der, sich wieder wendend, zu mir spricht:

„Herr Landsmann, kennen Sie mich gar nicht mehr?
's ist freilich über vierzig Jahre her

„Seit wir zusammen in die Schule gingen
Und nebenbei im Schloßteich Fische fingen,

„Wobei ich Sie einmal ins Wasser stieß,
Zum Spaß nur — doch sehr übel nahmen Sie's,

„Obgleich Sie bald sich wieder aufgerungen.
Ich lief davon, Sie kamen nachgesprungen

„Und stürzten sich auf mich mit Pudelnässe,
Daß ich's in meinem Leben nicht vergesse.

„Ich schlug zu Boden, daß die Glieder krachten.
Da kam ein Schwarm von Jungen, einige lachten,

„Doch andre nahmen gleich für mich Partei
Und nun gab's allgemeine Prügelei.

„Ja, ja! so ging's in unsrer Jugend her! —
Sie wissen von dem Allen wol nichts mehr?" ...

Ich lachte, schüttelte den Kopf und sprach:
„Nein, mein Gedächtniß läßt ein wenig nach.

„Wie heißen Sie denn, alter Freund?“ — „Karl Döse;
Doch hoffentlich sind Sie mir nicht mehr böse?“ —

„Nein, wahrlich nicht!“ — „Nun das freut mich zu hören.“
Wir kamen jetzt aus dem Bereich der Föhren

Ins Dorf, und Döse hub von neuem an:
„Hierorts kennt die Geschichte jedermann;

„Ich hab' sie oft genug im Krug erzählt
Und nicht den kleinsten Zug darin verfehlt;

„Denn alles weiß ich noch: zu Anfang war es
Vom Junimond des einunddreißiger Jahres.

„Sie hatten damals lange braune Locken“ ...
Doch hier fing Döse's Rede an zu stocken,

Der Wagen hielt schon vor dem Försterhaus,
Wo ich erwartet ward, und ich stieg aus.

Karl Döse sprach, er werde nicht verfehlen
Mir morgen noch das Weitre zu erzählen.

Seltsamer Volksruhm.

In jedem Lande, das ich besucht,
Fand ich die Thaten des Volks gebucht,
Und in den Büchern stand zu lesen,
Daß nie ein edleres Volk gewesen,
Kein andres sich so hohen Ruhm
Gewonnen durch sein Heldenthum:
Wenn's auch verloren manche Schlacht,
Geschah das immer durch Uebermacht,
Und nährte nur das Trachten und Dichten,
Den Feind das nächste mal zu vernichten.

Da dacht' ich: wenn's in dieser Welt
Mit jedem Volk sich so verhält,
Wie wird's in jener Welt einst gehn,
Wenn alle Völker auferstehn?

Werden sie friedlich dort oben wohnen,
Ohne Erinnerung an Krupp'sche Kanonen
Und sonstige Mittel der Zerstörung?
Findet die Predigt der Liebe Erhörung?
Oder wird sich das wüthige Streiten
Fortsetzen durch alle Ewigkeiten?

Die Zeit.

Dieses schleichende Ungeheuer, die Zeit,
Die jeder nennt
Und keiner kennt,
Ist ein Weib von furchtbarer Herrlichkeit,
Die Herrin eines Reiches
Wie in der Welt kein gleiches;
Eine Königin ohne Bezirkung,
Nur sichtbar in ihrer Wirkung,
Im Schaffen, wie im Zerstören groß:
Was sie baut, das reißt sie auch nieder;
Alles Leben gebiert sie aus ihrem Schos,
Alles Leben verschlingt sie wieder,
Das Weltall haltend
Und selbst doch haltlos —
Alles aus sich gestaltend
Und selbst — gestaltlos.

Sie treibt uns zum Lieben und Hassen,
Doch wo wir sie suchen — sie bleibt unsichtbar,
Ist, alles umfassend, doch selbst nicht zu fassen,
Ist, alles vernichtend, doch selbst unvernichtbar
Bei ihrem Kommen und Schwinden.
Das Glück sagt: „Bleib!“ das Unglück: „Flieh!“
Sie läßt sich suchen, doch nicht finden,
Sie kommt und geht, — kein Mensch weiß wie?
So nährt sie tödlichen Lebensdrang,
Hier schmeichelnd, dort gewaltsam,
Und wandelt ihren Zerstörungsgang
Unirrend, unaufhaltsam,
Streng alle Schuldigen richtend,
Doch auch Unschuld'ge vernichtend,
Treibt sie mit der Welt ihre Spiele
Und kommt doch nimmer zum Ziele.

An die deutsche Sprache.

Du deutsche Sprache, der ich alles danke
Was mein ist, niemals will ich dich entweihen,
Nur in der Schönheit feingezogner Schranke
Soll mir dein Genius seine Schwingen leihen,
Daß, der Verwildrung dieser Zeiten fern,
Ich folge meinem selbsterkornen Stern,
Der, wie auch oft mein Leben sich verdunkelt,
Mir immer Trost und Hoffnung weckend funkelt.

Dein Reich ist groß, dein Reichthum unermeßlich,
Doch du verbirgst ihn, wie in tiefen Schachten
Die Erde alles birgt was schön und häßlich,
Was zu erleuchten dient und zu umnachten,
Zu Glück und Unglück führt, zu Fluch und Heil,
Je nach dem Sucher, dem es wird zutheil,
Denn andern Werth hat Gold in Kunstgebilden
Von Meisterhand, als in der Hand des Wilden.

O Muttersprache, rauh wie Schall von Erzen,
Die ungeläutert noch, erdröhnt dein Name,
Und doch am tiefsten tönt er uns zu Herzen
Als Zauberklang, davor die wundersame,
Geheimnißvolle Welt aufsprengt ihr Thor,
Die uns mit märchenhaftem Blumenflor
Begrüßt und einem Chor erhabner Geister,
Die dich beherrschten als des Wohllants Meister.

Denn nur dem Geist, der liebend dich bezwungen,
In heißem Kampf getrunken deinen Odem,
Der ihn mit deiner eignen Kraft durchdrungen,
Gleichwie den Ackersmann des Ackers Brodem,
Gibst du dich ganz mit Leib und Seele hin,
Dem Herrscher als geliebte Herrscherin,
All deine Schätze ihm zu Füßen streuend,
In Herrlichkeit ihn wie dich selbst erneuend.

Doch unerschöpflich ist — wie Luft und Sonne —
Dein Reichthum, jeder darf sich daran laben,
Sind auch nicht alle, die aus deinem Bronnen
Des Segens schöpfen, würdig deiner Gaben,
Und sucht gar mancher selbst durch schnöde Kunst
Und Täuschung sich zu rühmen deiner Gunst:
Du hältst die Träger trügerischen Ruhmes
Fern von dem Innern deines Heiligthumes.

Du weihst nur Priester, die in reiner Hülle
Dir Opfer bringen, deinen Glanz zu mehren
Durch Gold, entlehnt aus deines Schatzes Fülle,
Um neugeprägt zu dir zurückzukehren,
Durchblitzt von Schmuck aus manchem fernen Land,
Auch jenem, wo einst deine Wiege stand,
Und wo, obschon getrennt seit viel Aeonen
Von dir, noch deine Blutsverwandten wohnen.

Du führst uns auf den Spuren deiner Füße
In ferne Zonen, wo uralte Sagen
Aus fremdem Mund wie heimatliche Grüße
Vertraut und seltsam doch ins Ohr uns schlagen.
Du aber gibst der fremden Stimme Schall
In deinem Munde klaren Widerhall
Und hüllst, was Schönes dir aus fernem Lande
Entgegenkommt, in heimische Gewande.

Du machst, dich selbst bereichernd, alle reicher,
Die treulich mehren helfen deine Güter.
Dir dienten Hohepriester, wie kein gleicher
In unsern Tagen lebt; doch kundige Hüter
Und ernste Meister deiner Lieblingskunst,
Der Dichtung — noch erfreun sich deiner Gunst,
Die hohe Ziele steckt, sie zu erwerben,
Wohl werth, darum zu leben und zu sterben.

Kunst und Leben.

Wo Kunst und Leben nach Vertiefung ringen,
Führt eins zum andern ein begeistert Streben,
Sich weihevoll und innig zu durchdringen
Im Wechselspiel von Nehmen und von Geben.
Die Kunst gedeiht nur in des Lebens Gunst,
Und recht zu leben ist auch eine Kunst,
So schwer wie alle Künste im Vereine
Im steten Kampfe gegen das Gemeine.

Denn wie die Blume wurzelt in der Erde,
Also der Mensch im Thier; und gleich der Blume,
Die, daß ihr Duft und Glanz erschlossen werde,
Sich rein erhebt aus schmuziger Ackerkrume,
Doch in der Wurzel an den Grund gebannt,
Kann auch der Mensch, der sich als Mensch erkannt,
Sich über seinen dunkeln Grund erheben;
Doch nur, wenn höhres Licht erhellt sein Leben.

Selbstlos und makellos die Blumen sprießen
Zum Licht empor in blühender Entfaltung,
Sie sehn viel Unkraut wuchernd um sich schießen,
Es stört sie nicht in reiner Selbsterhaltung,
Bis sich ihr duft'ges Dasein ganz erfüllt; —
Doch eh' der Mensch sich menschlich ganz enthüllt,
Muß er aus tausend Schlingen alles Bösen
Durch schweres Ringen Seel' und Leib erlösen.

Denn die Natur, die als besorgte Mutter
Für ihre Kinder denkt, selbst Dornenwaffen
Den Rosen schafft und allen Thieren Futter,
Läßt nur den Menschen für sich selber schaffen,
Und alles Bösen, alles Guten Keim
Versenkt sie tief ins Herz ihm insgeheim,
Daß er es pflege oder unterdrücke
Zu selbstgewähltem Unglück oder Glücke.

Von wilden Trieben hin- und hergerissen
Erweckt ihm erst Erfahrung oder Lehre
Das Urtheil mit dem schlummernden Gewissen,
Und nun beginnt der Kampf, der lange, schwere,
Den alle Menschen mit sich selbst bestehn,
Die nicht in wüster Thierheit untergehn,
Der Kampf, das Niedre in uns zu bezwingen,
Zu höhrem Dasein uns emporzuschwingen.

Die Kunst erhebt den Geist zu lichten Bahnen,
Läßt Ewiges in zeitlicher Bezirkung,
Vollkommnes hinter Unvollkommnem ahnen,
Zeigt Endliches unendlich in der Wirkung,
Verklärt die Wirklichkeit durch holden Schein,
Führt an der Schönheit Hand zur Wahrheit ein,
Lehrt uns das Leben selbst zum Kunstwerk machen,
Die Weisheit suchen und der Thorheit lachen.

Zweites Buch.

Sinngedichte und Sprüche.

1.

Der Frühling löst des Winters Starrheit
In jedem Jahr,
Und nur der Menschen eisige Narrheit
Bleibt, wie sie war.

2.

Närrisch immer war das Treiben
Dieser Welt, seit sie besteht;
Närrisch immer wird es bleiben,
Bis sie wieder untergeht.

3.

Das Glück, sagt man, sei nur ein Schein,
Und so ist es!
Bilde dir ein, glücklich zu sein,
Und du bist es!

4.

Wir wandeln wie auf einer schwanken Brücke
Durchs Leben, die bald aufwärts führt, bald abwärts!
Kein Mensch ist sicher vor des Schicksals Tücke,
Und selbst das Ziel der Glücklichsten führt grabwärts:
Nur wer viel Gutes thut aus Herzensgrunde,
Lebt fort in guter Menschen Herz und Munde.

5.

Seine Grenzen hat der Verstand,
Die Dummheit ist grenzenlos,
Drum nimmt sie so überhand
Und wird ihre Macht so groß.

6.

Den besten Rath gibt stets die Zeit,
Begreift man, was sie räth;
Doch kommt der Mensch zuletzt so weit,
Dann ist es meist zu spät.

7.

Die Zunge soll der Schlüssel sein,
Der uns erschließt des Geistes Schrein,
Allein der Menschenrede Meistes
Zeigt selten eine Spur des Geistes.

8.

Wer dir von Andern immer Schlechtes spricht,
Glaub' mir: er schont auch dich bei Andern nicht!

9.

Die holde Täuschung, die dein Herz erfreut,
Ist besser, als wenn Wahrheit Gift dir beut.

10.

Die Welt durchwandernd fand ich allerwärts:
Kein Herz kann lieben wie ein Mutterherz.

11.

So lange dein Fuß den Weg durchmißt,
Den Alle müssen zum Grabe wandern,
Thu immer was deiner würdig ist
Und kümmre dich niemals um die Andern.

12.

Der Segen, der ins Auge fällt,
Wird meist den Schlechten in der Welt;
Die Tugend, die im Innern wohnt,
Wird meist nur durch sich selbst belohnt.

13.

Wer gelten will, muß gelten lassen,
Das Gute üben, das Schlechte hassen.
Die giftigsten von allen Geschöpfen
Sind neidische Schlangen mit Menschenköpfen.

14.

An das Scheiden muß man sich früh gewöhnen
Und lernt doch nie sich damit zu versöhnen.
Schwer ist das Scheiden, wenn Haß uns scheidet,
Und noch viel schwerer, wenn Liebe uns meidet.

15.

Der Dampf treibt alles heut in der Welt,
Das Schiff auf dem Meer wie den Pflug im Feld.
Mit Dampf wird gesät und mit Dampf wird gemäht,
Mit Dampf wird gedroschen, gedruckt und genäht.
Des Lebens Genuß und Noth und Kampf
Kommt alles von Dampf, wird alles zu Dampf.

16.

Ja, Freund, es geht wunderlich zu auf Erden,
Erst im Tode finden wir Ruh' auf Erden;
Längst weiß das Jeder, doch macht sich Keiner
So wichtig damit wie du auf Erden!

17.

Klag' nicht um des Glückes Unbestand,
Denn es geht, wie die Macht, von Hand zu Hand.
Des Lebens Werth liegt nicht in der Dauer;
Das Haus steht länger als sein Erbauer.

18.

Der diese Burg gethürmt, bewohnt sie nicht,
Der Feind, der sie erstürmt, verschont sie nicht.
Der Tod hat dir das Leben nicht gegeben,
Doch als des Lebens Feind raubt er das Leben.

19.

Hört nicht auf die Schmeichler, ihr Großen der Welt!
Erwerbt einen Ruhm, der nicht mit euch zerfällt!
Bedenkt, daß das Leben im Hauch verweht
Und am tiefsten fällt, wer am höchsten steht.

20.

Wie Flut und Ebbe treibt das Schlachtenglück
Die Welterobrer vorwärts und zurück!
Der Sieger jubelt, der Besiegte trägt
Die Schmach, bis seine Rachestunde schlägt.

21.

Magst du den Gütern der Welt entsagen,
Magst du sie genießen nach Behagen:
Das Leben bleibt eine schwere Bürde,
Hilft nicht die Liebe sie dir zu tragen.

22.

Wie nutzlos, durch dieses Leben zu wandern,
Wär's nicht die Brücke zu einem andern!

23.

Der Erde Schätze liegen alle offen
Vor uns: hier dem Besitz, dort nur dem Hoffen.

24.

Unter allen närrischen Eigenschaften,
Die an ehrbegierigen Menschen haften,
Ist harmlose Eitelkeit die kleinste,
Geldstolzer Hochmuth die gemeinste.

25.

Glückliche Menschen, denen gegeben,
Stets mit sich selbst höchst zufrieden zu leben!
Möge dies Glück euch nimmer enteilen,
Ich gönn's euch von Herzen, doch mag es nicht theilen.

26.

Soll uns das Leben zum Heil gereichen,
So muß es einem Tagebuch gleichen,
Darin — so weit die Blätter gehn —
Nur gute Werke verzeichnet stehn.

27.

Das Glauben ohne Denken geht oft fehl,
Das Denken ohne Glauben sieht oft scheel;
Mehr als der Glaube noch irrt der Gedanke,
Der wähnt: für ihn blos gäb' es keine Schranke.

28.

Aus Poesie erwuchs der Glaube,
Der Glaube ward zu Poesie,
Wie aus dem Rebstock wuchs die Traube,
Der seine Wunder wirkt durch sie.

29.

Wie Dämmrung zwischen Tag und Nacht sich schiebt,
Wie Licht sich färbt, gesehn durch bunte Scheiben,
Wie finster blickt, wer haßt, und hell, wer liebt,
Wie wir auf Weiß mit schwarzer Tinte schreiben,
Wie's keinen Lichtglanz ohne Schatten gibt:
Muß Irrthum sich der Wahrheit einverleiben.
Halb sind wir Staub, halb Geist. Der Staub zerstiebt,
Doch was der Geist zeugt: Die Gedanken bleiben.

30.

Der Mensch erfaßt die Wahrheit voll und ganz
So wenig wie des Mittags Sonnenglanz.

31.

Gar leicht trübt eines Irrthums Wolke
Das helle Glaubenslicht im Volke,
Doch wo des Glaubenslichts Gefunkel
Erlischt, wird's ganz im Volke dunkel.

32.

Thu Gutes nicht des Lohnes wegen
Und laß dich Undank nie betrüben.
Nur denen, die es selbstlos üben,
Gereicht das Gute selbst zum Segen.

33.

Undankbarkeit wohnt nur in niedern Seelen,
In edeln wird die Dankbarkeit nie fehlen.

34.

Viel Menschen gibt's, die ihre Klugheit zeigen
Durch Reden, — doch viel andre auch durch Schweigen.

35.

Gewohnheit stumpft uns gegen alles ab,
Was erst Befremden weckte oder Scheu:
Nur wahre Schönheit scheint uns immer neu
Im frischen Reiz, der sie zuerst umgab.

36.

Die Rose blüht, weil sie nicht anders kann,
Fragt nicht, was aus ihr wird, wenn sie muß sterben:
So thut das Rechte auch der rechte Mann,
Sei's ihm zum Segen oder zum Verderben.

37.

Einfalt und Glück sind Zwillingskinder,
Und Geist und Sorge sind's nicht minder.

38.

Beim bunten Treiben unterm Himmelszelt
Raunt mir Betrachtung dieses in die Ohren:
„Wie einsam steht der Weise in der Welt
Und wie vergnüglich tummeln sich die Thoren."

39.

So oft schlug mir das Schicksal Wunden,
Daß ich nie staune, wenn's geschieht,
Nur staune, wenn ein Tag entflieht,
Der ganz mich unversehrt gefunden.

40.

In frohem Hoffen ward ich stets betrogen,
In freudiger Erwartung oft,
War je zuweilen mir das Glück gewogen,
So kam es meist mir unverhofft.

41.

Man rühmt des Löwen Majestät,
Weil er so Thier' wie Menschen frißt;
Der biedre Esel wird geschmäht,
Weil er den Menschen nützlich ist.

42.

Wer Gutes thut, dem kommt es selbst zu Gute
Auf Wegen, die er nicht versteht;
Wer Böses thut, kommt nie zu frohem Muthe,
Selbst wenn er goldgebahnte Wege geht.

43.

Was Unglück und Sorgen dir bringen,
Es ist nicht vergebens:
Immer aus dunkelm Grunde entspringen
Die Quellen des Lebens.

44.

Was den Menschen über das Thier erhoben,
War der erste Blick seines Auges nach oben,
Und wo er den Aufblick nach oben verliert,
Da sehn wir den Menschen bald wieder verthiert.

45.

Im Geist sich über sich selbst zu erheben,
Im Forschen Jahrtausende zu durchleben,
Vergangnes und Künftiges in eins zu verweben,
Sind Gaben, die nur dem Menschen gegeben.

46.

Noch nie ward uns ein großer Gedanke verkündet,
Der das Herz nicht mit heiligem Feuer entzündet.
Das Herz kann irren gleichwie der Verstand,
Doch sie irren nicht, wo sie treu verbündet.

47.

(Nach Ben Jemin.)

Die Fürstengunst ist ein Gebäude,
Das viel Gefahr birgt, wenig Freude;
Wer oben steht, stürzt leicht herab
Und um so tiefer ist sein Grab.

48.

Altes Herz, was willst du stets noch pochen!
Laß es gut sein, ruft Verstand und Geist:
Kommt die Zeit mit Unheil in die Wochen,
Glaubt man gar, daß du der Vater seist.

49.

(Nach Omar Chajjâm.)

In dieser Hand das Glas, in jener den Korân,
Geh' ich mit heiligem Ernst und hohem Sinn voran.
Den Himmel sucht mein Blick, mein Fuß sucht festen
Schritt —
Der Himmel weiß, was ich durch diesen Zwiespalt litt!

50.

Mit allem, was ich weiß, nahm ich es immer gründlich;
Mein Geist ist ernst, allein mein Herz ist leicht entzündlich;
Ein gern gegebener Kuß erschien mir niemals sündlich;
Ich bin ein Sünder, doch ich sündige nur mündlich.

51.

Wohl weiß ich, über mich geht viel Gerede,
Und doch sucht' ich mit niemand jemals Fehde;
Wenn falsche Heilige mit mir Fehde suchen,
So laß ich sie in Gottes Namen fluchen.

52.

Wie mancher Hohlkopf lebt in Pracht und Glanz,
Wie mancher Weise kämpft mit Sorg' und Noth!
Ausgleichung beut das Leben niemals ganz,
Doch ein gerechter Richter ist der Tod.
Wühl' auf das Grab des Armen und des Reichen,
Du siehst, wie sie im Staub einander gleichen.

53.

Die größten Wunderbauten der Welt
Sind als Denkmale hingestellt,
Wie ganze Völker mußten fröhnen,
Das Leben ihrer Peiniger zu verschönen.

54.

Die Lüge ist undenkbar ohne Wahrheit,
Eins bringt das andre erst zu voller Klarheit,
Drum halt nicht alles, was du siehst, für schlecht,
Denn ohne Unrecht gäb' es auch kein Recht.

55.

Die Blumen und das junge Grün,
Die auf dem frischen Grabe blühn,
Sind holden Zeilen zu vergleichen
Mit Lebensgruß aus Todesreichen.

Wer nicht, auch wenn man ihn begräbt,
Noch in der Freunde Herzen lebt,
War schon im Leben zu betrauern,
Doch ist sein Tod nicht zu bedauern.

56.

Ob, wo die Liebe brennt,
Schmerz auch nicht fehle,
Wer keine Liebe kennt,
Hat keine Seele.

57.

So manches goldne Wort erklang,
Das unverstanden blieb verloren,
Bis es, verwandelt in Gesang,
Zu Herz und Geist drang durch die Ohren.

58.

Gedanken schön und anmuthreich
Sind holden, klugen Mädchen gleich:
Man kann sie kleiden mannichfalt,
Zu heben ihre Wohlgestalt,
Doch daß der Schmuck den Zweck erfülle,
Muß reizvoll sein Entfalten sein,
Und der Gedanken neue Hülle
Noch schöner als die alten sein.

59.

Das Höchste läßt sich nicht mit Worten malen,
Die Schönheit überzeugt durch sich allein,
Stets siegreich treffen ihrer Augen Strahlen,
Kein Anwalt braucht ihr seinen Mund zu leihn.

60.

Die Natur schafft gleicher Art Weise wie Thoren
In des Leibes Bezirklichkeit,
Doch nur, wer im Geiste wird neu geboren,
Ist ein Mensch in Wirklichkeit.

61.

Brauch' den Geist, Freund, am rechten Orte,
Und bedenke genau, was dies heißt:
Ohne Geist gäb's gar keine Worte
Und doch spricht man so viel ohne Geist.

62.

Verständige Leute suchen die Würze
Verständigen Ausdrucks in bündiger Kürze,
Doch die meisten Redner in unseren Tagen
Wissen viel zu sprechen und wenig zu sagen.

63.

Oft wurd' ich unverdient gerühmt,
Oft auch getadelt unverblümt,
Doch der schärfste Tadel, den ich vernommen,
Ist mir stets aus dem eigenen Herzen gekommen.

64.

Ein Schlagwort fällt ins Ohr der blinden Menge,
Sie faßt es nicht, doch trägt es gläubig weiter;
Ein Unsinn treibt den andern in die Enge,
Doch wird kein blöder Geist dadurch gescheiter.

65.

Der kühle Verstand beut vergebens
Seine Münze als Liebessold:
Der Verstand ist das Silber des Lebens,
Und die Liebe des Lebens Gold.

Drittes Buch.

Blätter aus frühern Tagen.

Sterne und Rosen.

Nicht viele Gedichte
Leuchten gleich Sternen
Mit goldenem Lichte
Durch endlose Fernen,
Doch viele erfreuen
Wie Rosen am Strauche
Uns immer vom neuen
Mit duftigem Hauche.
Auch klingt es dazwischen
Wie labende Quellen,
Das Herz zu erfrischen,
Den Blick zu erhellen.

Und was uns auf Schwingen
Des Liedes begegnet,
Zum Herzen zu dringen,
Das sei uns gesegnet!

Die Kehrseiten des Lebens.

O Jammer, daß alles, was schlecht oder gut,
Auf unergründlichem Abgrunde ruht!
Daß es nichts Gutes gibt, kein Glück und Heil,
Ohne sein schaudererregendes Gegentheil!
Keine Schönheit ohne Häßlichkeit,
Kein Gedenken ohne Vergeßlichkeit,
Keine Tugend ohne Laster, ohne Teufel keinen Gott,
Keine Weisheit ohne Thorheit, keinen Glauben ohne Spott!

Herz und Ohr.

Wer ein Herz beim Ohre faßt,
Sitzt gar bald darin als Gast.
Durch Gesang und Saitenspiel
Kommt der Kühne leicht zum Ziel.
Frauenherzen durch die Ohren
Sind erreichbar selbst für Thoren,
Währt nach thörichter Erhörung
Auch nicht lange die Bethörung.

Im April.

Noch blitzt im Sonnenscheine
Der Schnee am Felsenhang,
Doch zieht der Lenz am Rheine
Schon ein mit Sang und Klang.

Er kommt hervor im Thale
Aus Schnee und Eis gehüpft,
Wie aus der Eierschale
Ein muntres Küchlein schlüpft.

Es fliegt ein Storch vom Nile
Zum Rhein als Frühlingsgast,
Und hält am Reiseziele
Im alten Neste Rast.

Es klappert auf dem Dache,
Die Abendsonne blitzt
Am untern Fensterfache,
Davor ein Pärchen sitzt.

Er sprach, nach oben zeigend:
„Hörst du das Klappern da?"
Ihr holdes Köpfchen neigend
Gab sie zur Antwort: „Ja."

Dunkle Schatten.

Eins ist es, was mich traurig macht,
Wenn sonnig mir der Himmel lacht,
Des Frühlings Blumen mich umblühn,
Mir schöne Augen freundlich glühn:
Daß mitten durch die Herrlichkeit
Mir so viel Elend, Noth und Leid
Entgegenstarrt und stets vergebens
Platz sucht beim Gastmahl dieses Lebens,
Und daß ich diesen Unglücksbann
Gern lösen möchte, und nicht kann.
Der Einzelne kommt nie zum Ziele,
Wo schweres Elend drückt so Viele.
Der Arme theilt gern in der Noth
Mit andern Armen sein Stück Brot;
Der reiche Glückspilz hält sich gern
Von Unglück und von Armuth fern:
Er glaubt, daß alle guten Gaben
Nur in der Welt sind, ihn zu laben,

Und denkt in seinem Ueberfluß
Der Armuth nicht, die darben muß
Und, bei verkümmertem Gemüthe,
Auf die Natur in ihrer Blüte
Nicht achtet, nicht der Vögel Sang
Im Wald vernimmt vor Hungerszwang,
Denn alles kann der Mensch entbehren,
Nur nicht das Brot, ihn zu ernähren.

Plaudre nicht.

Du magst jauchzen und scherzen,
Frohlocken von Herzen
Im holden Getriebe
Des Glücks und der Liebe —
Doch im heimlichsten Bunde
Halt alles zurück,
Nur von Munde zu Munde
Genieße dein Glück!

Du magst weinen und klagen
In wehvollen Tagen —
Doch verbirg deinen Jammer
In einsamer Kammer;
Wie der Hirsch, der verblutend
Ins Dickicht entweicht,
Bis, zum Tode ihn sputend,
Die Jagd ihn erreicht.

Weder Freude noch Trauer
Ist hienieden von Dauer.
Im Wechsel von beiden
Zu lieben und leiden,
Das Leben verschönen
Durch reinen Genuß,
Dem Leid sich versöhnen,
Gibt würdigen Schluß.

Heimkehr.

Seh' ich dich wieder, mein Vaterhaus!
Die ganze Natur bricht in Jubel aus,
Alle Büsche und Bäume klingen und blühn,
Die schwellenden Wiesen blitzen und glühn,
Die Blumen duften, die Drossel schlägt,
Als fühlten sie mit, was mein Herz bewegt.

Ich blicke dankend zum Himmel empor,
Hell jubelnd schmettert der Lerchen Chor,
Und wie Wanderburschen, lustig und frei,
Ziehn oben die lichthellen Wölkchen vorbei,
Und Käfer und Bienen umschwirren mich,
Als wären sie alle so glücklich wie ich.

Die Mütze mit Eichengrün umlaubt,
Ich schwinge sie jubelnd empor vom Haupt,
Und den Stab hoch in der andern Hand,
Grüß' ich Vaterhaus und Heimatland;
Das Schönste kommt dann zuletzt — allein
Das soll noch ein süßes Geheimniß sein.

Die Waise.

Da sitzt das arme Waisenkind
Gelehnt ans Thor der Gartenmauer,
Und süßer Schlaf umfängt es lind,
Und bannt aus dem Gesicht die Trauer,
Daß es so wenig Beeren fand
Im Walde heut, trotz langem Wandern;
Es krümmt an's Kleid die eine Hand,
Den leeren Korb hält's mit der andern.

Man merkt sein leises Athmen kaum,
Das Köpfchen hängt wie leblos nieder —
Durch seinen Schlummer geht ein Traum,
Es sieht im Traum die Mutter wieder.
Sie naht, verklärt von Himmelsglanz,
Dem Kind mit segnender Bewegung;
Verloren in dem Anblick ganz,
Verliert es jede andre Regung.

Die Mutter spricht: Ich bin nicht todt,
Hat mich das Grab dir auch genommen;
Erlöst von dieses Lebens Noth
Bin ich zu Himmelshöhn gekommen;
Und immer, wenn du klagst und weinst,
Darf ich zum Troste dir erscheinen,
Und wenn du gut bleibst, wird uns einst
Der Himmel wieder ganz vereinen.

Am Grabe einer alten Freundin.

1.

Dein Bild schwebt vor mir, nicht wie du geendet,
Längst abgewandt der Jugend Spiel und Tanze, —
Nein, wie ich dich zuerst gesehn im Glanze
Der Schönheit, makellos in dir vollendet.

Ich stand, wie alle, die dich sahn, geblendet;
Du warst die weiße Rose in dem Kranze
Von schönen Fraun — das holderfüllte Ganze
Von Reizen, nur vereinzelt sonst gespendet.

So prägte sich dein Bildniß meinem Hirne
Und Herzen ein. — Oft mit umwölkter Stirne
Sah ich dich später, aber keine Klage

Kam aus dem feinen Mund; dein ganzes Leben
War ein geheimnißvolles holdes Weben —
Du kamst und gingst wie eine Fee der Sage.

2.

Einst, als du noch die Königin warst im Reigen
Der Schönheit, aller Augen liebstes Ziel,
Gefiel den andern nur, was dir gefiel,
Und wenn du sprachst, gern mochte jeder schweigen.

Denn so viel Geist und Anmuth war dein Eigen
Und sinniger Empfänglichkeit so viel,
Daß eines stets in holdem Wechselspiel
Das andre hob, die Herzen dir zu neigen.

Kein Wort genügte, deinen Reiz zu malen:
Das Haar, das sich wie lichte Sonnenstrahlen
Zum Nacken schlang in lieblichem Gewimmel;

Die Augen wie geschnitten aus dem Himmel,
Die Hoheit und den Liebreiz der Geberde —
Und all der Glanz ruht nun in dunkler Erde!

Bewegung und Empfindung.

„Zwischen Bewegung und Empfindung
Liegt eine unausfüllbare Kluft" —
Zu ihrer scheinbaren Ueberwindung
Gibt es nichts als Worte und Luft.

Dies Wort nimm als Erkenntnißstab,
Die Schöpfung zu zergliedern:
Das Niedre hängt vom Höheren ab
Und das Höhere vom Niedern.

Venedig.

(Nach dem Russischen des Fürsten Wjasemsky.)

Der Mond ging auf, und Zauberhelle
Fließt silbern durch die dunkle Nacht.
Nur leise schauert Well' an Welle,
Der Schlag des Ruders trifft sie sacht.
Stumm wie am blauen Himmelsbogen
Ein dunkles Wölkchen eilend fliegt,
Kommt meine Gondel still geflogen
Ueber die Flut, die schimmernd liegt.

Welch Bild des Zaubers in der Runde,
Welch märchenhafte Wunderwelt!
Es steigen aus dem Spiegelgrunde
Tief unterm blauen Himmelszelt
Gewaltige Massen auf, gediegen
Und kühn geformt durch Kunstgeschick,
Und diese Welt, der Flut entstiegen,
Bewältigt völlig Geist und Blick.

Ringsum verschwindet alles Feste,
Vom Lande sieht man keine Spur,
Es schwimmen Tempel und Paläste,
Als lägen sie vor Anker nur,
Um günst'gen Fahrwind zu erharren,
Der ihre Segel wieder bläht;
Es blickt aus diesen altersstarren
Prachtwerken stumme Majestät.

Jahrhunderte stehn hier versteinert,
Doch nichts kommt dieser Glanzwelt gleich,
Zeigt sich ihr Umriß, noch verfeinert
Vom Glanz des Mondes, mild und bleich.
Den finstern Massen Licht und Leben
Und Anmuth gab des Meißels Schlag,
Und gleich durchsichtigen Geweben,
Gleich Spitzen tritt der Stein zu Tag.

Wie launenhaft, geheimnißträchtig
Ragt dieser Schönheit Wunderreich!
Der Schatten holden Traums allnächtig
Webt hier um alles allzugleich,
Und voll Begier die Augen spähen,
Ob sich das Traumbild nicht belebt,
Daß Thaten sie und Männer sähen
Der Vorzeit, aus der Nacht entschwebt.

Dort dunkelt fern, durch das Gestrahle
Des Monds, ein schönes Eiland her,
Wie eine große, prächtige Schale
Ein Tafeltuch, schmückt es das Meer.
Dahinter, fast dem Blick entschwebend,
Ein Schwarm von kleinen Inseln streut
Sich weit umher, das Meer belebend,
Das ihnen Bad und Nahrung beut.

Buntfarbige Lichter jetzt umspringen
Der Gondel abgemessnen Gang,
Zum Schall der Wellen tönt ein Klingen
Wie von vielstimmigem Gesang.
Man singt die heim'schen Barcarolen,
Voll von Musik aus Volkesbrust:
Ein klangvoll wechselnd Athemholen
Von tiefem Weh und heller Lust.

Zum Fresco alle Gondeln eilen
Und machen vor den Feuern Halt,
Die laute Festeslust zu theilen,
Die durch das Dunkel glänzt und schallt,
Draus der Rialtobrücke Bogen
Hervortritt, schützend sie umspannt,
Und mitzuklingen scheint im Wogen
Der Lust, die alles übermannt. —

Als ich mit dir der Augenweide
Des nächtigen Zaubers mich erfreut,
Gemahnt' es wundersam uns beide,
Wie sich uns Altes hier erneut
Aus andern Nächten ferner Länder,
Wo Meer und Himmel auch so rein,
Doch wo des blauen Meeres Ränder
Umdunkelt der Cypressenhain.

Wo Rosen frischen Duft ergießen,
Der süß in milder Luft verschwimmt,
Und weiches, wonniges Genießen
Die Seele ganz gefangen nimmt —
Wo auf uralt geweihten Stätten
Uns eine fremde Glaubenswelt
Mit Prachtmoscheen und Minareten
Seltsam, doch schön ins Auge fällt.

So schlagen des Genusses Flammen
Der Gegenwart und frührer Zeit
In eine einzige Glut zusammen
Verwandter seliger Trunkenheit.
Mir bringt ein freundliches Erinnern
Des Ostens Zaubernächte nah,
Begrüß' ich mit bewegtem Innern
Dich, Bosporus der Adria.

An den Rhein.

(Nach dem Russischen des Fürsten Wjasemsky.)

Voll immer neuer Jugendschöne,
O Rhein, trägst du des Alters Wucht;
Viel Jammer- und viel Ruhmestöne
Vernahmst du in der Zeiten Flucht.

Man liebte dich auf beiden Seiten
Neidvoll als einen Strom des Ruhms,
Und viele Herrscher sahst du streiten
Um den Besitz des Heiligthums.

Oft wechselte das Glück des Krieges,
Und jeder Sieger sprang in Glut
Des Stolzes, ob errung'nen Sieges,
Zu Roß in deine kühle Flut.

Du gabst ihm feierliche Taufe
Mit seiner Heldenschar vereint;
Hell jubelte der reisige Haufe,
Doch weh dem unterlegnen Feind!

Du wardst im wechselvollen Leben
Durch Gunst des Himmels reich bedacht
Im Segen deiner goldnen Reben
Und deiner Wälder Schattenpracht.

Dein schimmerndes Gewand umsäumen
In buntem Schmucke Berg und Thal
Mit Blumenaun, fruchtreichen Bäumen
Und blühnden Gärten ohne Zahl.

Und wie mit gleicher Glut die Sonne
Für Gute wie für Böse scheint,
Labst du aus deinem Segensbronne
Mit gleichem Tranke Freund und Feind.

Darum seit alten Tagen klangen
Preislieder deinem edlen Wein,
Die besten deutschen Dichter sangen
Von ihrem alten, heil'gen Rhein;

Versenkten gerne Gram und Sorgen
In eines grünen Römers Grund,
Und führten, was darin geborgen
Von goldner Labe, gern zum Mund.

Die Lieder mit den Wogen klingend,
Verschmolzen gleichen Ziels in eins,
Jedwedes deutsche Herz bezwingend
Im Klang zum Ruhm des grünen Rheins.

Rhein! uralt dunkler Sagen Spiegel,
Lebendig nimmermüder Mund,
Der doch so vieles unterm Siegel
Des Schweigens hält im Herzensgrund!

Von Rittern singst du alter Zeiten,
In Blut- und Rachegier verstockt,
Doch stets zum Opfertod bereiten,
Wo Schönheit, Ruhm und Ehre lockt.

Läßt in Turnieren Lanzen splittern,
Läßt frohe Festgelage schaun,
Wo man beim Klang von Harf' und Zithern
Im Liede huldigt schönen Fraun.

Und wer im Kampf gethan ein Bestes
Und auch im Liede Sieger war,
Dem reicht die Königin des Festes
Zum Lohn das Band vom Busen dar.

Mit zackiger Brustwehr, hohen Zinnen
Manch altersgraue Burg erhebt
Sich öd' und wüst jetzt, doch darinnen
Hat auch einst Leidenschaft gelebt.

Von junger Herzen Liebesschauern,
Das sich in Furcht und Hoffnung barg,
Erzählen diese alten Mauern,
Der Liebe Wiege und ihr Sarg.

Entschlüpft des rauhen Gatten Zwange,
Doch immer vor ihm auf der Wacht,
Die junge Frau späht zitternd, bange
Zum Fenster aus um Mitternacht.

Jetzt ist ihr's, als ob sie ihn sähe,
Die Liebe sieht durchs Dunkel hell!
Sein Nachen treibt schon in der Nähe,
Erkennungszeichen wechseln schnell.

Bei seinem Nahn flieht alles Grauen
Vor glühnder Liebe Allgewalt:
Zum treuen Knappen voll Vertrauen
Umschlingt sie ihn im Garten bald.

Den Wonnerausch, den flüchtig süßen,
Den kurzes Wiedersehn ihr bot,
Muß sie vielleicht im Kerker büßen
Der Burg — vielleicht gar durch den Tod.

Doch in des Augenblickes Wonnen,
Der mächtig sie gefangen hält,
Ist alle Scham und Scheu verronnen
Aus ihrem Sinn — die ganze Welt!

Die alten Burgen stehn zerfallen
Mit Kampfeslust und Minnespiel;
Doch, Rhein, aus deinen Wellen schallen
Noch alter Zeiten Sagen viel!

Viertes Buch.

Erzählende Gedichte.

Midhat Pascha.

Als Midhat noch zur Schule ging,
Erhielt er einen goldnen Ring
Nach einer Prüfung einst als Preis,
Weil er durch Lernbegier und Fleiß,
Dazu durch hohe Geistesgaben
Geglänzt vor allen andern Knaben.

Zum Vater mit dem goldnen Ringe
Kam Midhat froh und guter Dinge;
Der drückt den Sohn in seine Arme
Und sprach: Daß Gott sich dein erbarme,
Sonst wird dir dieser Ring auf Erden
Zu einem Ring des Unglücks werden.
Misgunst und Neid verzeihen nie
Vorzüge, die uns Gott verlieh;

Drum lerne klug durchs Leben wandern
Und präg' dir diese Lehre ein:
Je größer du dich zeigst vor andern,
Je größer wird dein Unglück sein.
Sei fügsam, schweigsam, schlicht, bescheiden,
Such' jeden stolzen Schein zu meiden,
Denn wo, wie hier, mit stolzen Schritten
Im Ehrenkleid das Laster geht,
Muß Tugend um Verzeihung bitten,
Daß sie unscheinbar fortbesteht.
Selbstachtung sei dein höchstes Gut!
Sie gibt dem Herzen Kraft und Muth,
Macht edle Menschen immer edler
Als Schatz, den nichts verderben kann
Und kein verschmitzter Thronumwedler
Durch Sultansgunst erwerben kann ...

Tief prägte Midhat jedes Wort
Dem Herzen ein, und lebte fort,
Zu höchsten Ehren auserlesen,
Bescheiden, wie er stets gewesen.

Die Welt sprach viel zu seinem Lobe,
Doch ward er oft auch auf die Probe

Gestellt, ob sich in goldner Schlinge
Nicht seine Redlichkeit verfinge.
Er ward umspäht zu allen Stunden,
Allein so treu bewährt gefunden,
Daß bald sein Ruhm weithin erscholl:
Er sei der einzige Mann im Reiche,
Der nie vom Pfad des Rechten weiche.
Das weckte seiner Neider Groll
Und auch der Sultan ward sein Neider;
Er nahm ihm seine Ehrenkleider
Und stieß ihn fort aus seiner Nähe,
Befahl, daß man nach Gründen spähe
Ihn einzukerkern und zu richten ...
So kam, für treuerfüllte Pflichten
Im höchsten Amt des Reichs, zum Dank
Midhat auf die Verbrecherbank,
Weil er als einziger Mann gegolten
Im Rath, deß Wandel unbescholten.

Er stand und hörte sich verklagen,
Um ruhigen Blicks darauf zu sagen:
Ihr, ein verworfenes Gelichter,
Verkörperung jeder Schlechtigkeit,
Geberdet euch als meine Richter?
Spottbilder der Gerechtigkeit,

Vollführt den längst geplanten Mord!
Ich hörte, was ihr spracht, geduldig,
So hört auch ihr mein letztes Wort:
Nicht ich bin hier, ihr selbst seid schuldig,
Doch bin ich gern bereit, mein Leben
Für eure Sünden hinzugeben;
Wo Unrecht führt des Rechtes Schwert,
Da ist kein Leben lebenswerth.

Der brave Gouverneur.

(Nach dem Russischen.)

Er war ein Mensch wie man ihn wünschen mochte,
Ein Gouverneur vom guten alten Schlag;
Er wußte stets, wo man am besten kochte
Und wo der beste Wein im Keller lag.
Dort gerne, selbst in niedrigster Gesellung,
Vergaß er seine amtlich hohe Stellung.
Wie sehr er sonst auf Rang und Würde pochte:
Er warf sie weg bei üppigem Gelag;
Er war ein Mensch wie man ihn wünschen mochte,
Ein Gouverneur vom guten alten Schlag.

Mit Augen im Gesicht wie eine Ratte,
Auf breiten Schultern trug er stolz das Haupt;
Zu Haus erschien er stets als biedrer Gatte,
Doch da die Menge nicht an Tugend glaubt,
So gingen über ihn der Reden viele,
Daß manche Huldin besser ihm gefiele

Als die er angetraut im Hause hatte,
Und daß er heimlich manchen Kuß geraubt. —
Mit Augen im Gesicht wie eine Ratte,
Auf breiten Schultern trug er stolz das Haupt.

Als hohe Ehre galt's, ihn zu bewirthen,
Und im Genießen kam ihm keiner gleich;
Wo Schüsseln dampften, volle Gläser klirrten
Und zwischendurch ein Händchen warm und weich
Sich drücken ließ, und gar, zum Hohn der Späher,
Sich Fuß und Füßchen rückten traulich näher,
Als ob sie sich aus holdem Drang verirrten,
Da war sein eigentlicher Herrschbereich. —
Als hohe Ehre galt's, ihn zu bewirthen,
Und im Genießen kam ihm keiner gleich.

Zuweilen gab es zwei bis drei Gelage
An einem Tag; ihm ward es nie zu viel;
Er theilt' die Stunden danach ein am Tage,
Für ihn gab's im Genuß nicht Maß noch Ziel.
Mit einer schönen Frau einst ins Gerede
Gekommen, hätt' er beinah blutige Fehde
Mit dem Gemahl gehabt; allein die Frage
Ward beigelegt als ein harmloses Spiel. —
Zuweilen gab es zwei bis drei Gelage
An einem Tag; ihm ward es nie zu viel.

Bei Hofe hatt' er mächtige Connexionen,
Durch Orden ließ der eifersüchtige Zorn
Sich bändigen und das Verdienst belohnen.
Unschädlich bei der Rose ward der Dorn
Vor des Provinzbeherrschers Zaubermitteln;
Nur heimlich wagte man ihn zu bekritteln,
Der schweigenden Verdiensten ihre Kronen
Bereit hielt in des Ueberflusses Horn.
Bei Hofe hatt' er mächtige Connexionen,
Vor Orden und vor Titeln schwieg der Zorn.

Sein Haus stand jeder guten Gabe offen,
Die ohne Aufsehn spurlos bald verschwand,
Nur was ihm werthlos schien, macht' ihn betroffen,
Daß er leicht Worte der Entrüstung fand,
Zu zeigen, daß die Gnade unzugänglich
Für Opfer sei so sichtbar unzulänglich.
Er jagte Schrecken ein und nährte Hoffen
Nach Maß des Werthes in der Opferhand.
Sein Haus stand jeder guten Gabe offen,
Die ohne Aufsehn spurlos bald verschwand.

In Freuden lebt' er bis zu hohen Jahren
Und starb urplötzlich dann am Herzensschlag.
So konnt' er selig in die Grube fahren
Um einzugehn zum ewigen Festgelag.

Dort wird die Klatschsucht nichts an ihm bemängeln,
Denn Eifersucht besteht nicht unter Engeln.
Ganz rührend sah, umhüllt von weißen Haaren,
Sein Antlitz aus, als er im Sarge lag. —
In Freuden lebt' er bis zu hohen Jahren
Und starb urplötzlich dann am Herzensschlag.

Mit fürstlichem Gepräng' ward er begraben
Und zwanzig Sterne trug man hinterher,
Die seinem Werth ein glänzend Zeugniß gaben.
Der Priester rühmte seine Tugend sehr,
Denn fleißig — ganz von Ordensschmuck umschildet,
Aus Silber, Gold und Edelstein gebildet —
Ging er zur Kirche, fromm sich zu gehaben
Zur Ehre Gottes, und das ward ihm schwer. —
Mit fürstlichem Gepräng' ward er begraben
Und zwanzig Sterne trug man hinterher.

Dara und Sara.

Zur Zeit als man im Perserland
Noch nichts vom Geist des Weins verstand,
Die Trauben pflegte blos zu essen,
Statt ihren Inhalt auszupressen
Und kunstgerecht ihn zu behandeln,
In flüssiges Feuer sich zu wandeln —
Zu jener Zeit — so hört' ich sagen —
Zog König Dara aus zum Jagen,
Und als er in bedächt'gem Schritt
Von steiler Höh' zu Thale ritt,
Im Vorhof des Palastes stand —
Mit einem Tragkorb in der Hand,
Hoch angefüllt mit goldnen Trauben
Von einer Größe, kaum zu glauben —
Ein junges Weib und hielt verlegen
Den Korb dem Herrn der Welt entgegen,

Der eine von den Trauben nahm
Und aß. Er fand sie wundersam
Und sprach: „Nach meiner Wiederkehr
Bring' mir der süßen Trauben mehr."
Dann königlichen Lohn ihr spendend
Und sich zu seinen Dienern wendend,
Sprach er: „In eine Vase thut
Die Trauben, und bewahrt sie gut,
Daß ich nach meiner Jagd aufs neue
Mich ihres Wohlgeschmacks erfreue."
Dann wie ein Aar aus hohem Horste
Der König flog zum fernen Forste,
Und hinter ihm zog eine Wolke
Von auserlesnem Reitervolke,
Des Königs Kampf- und Jagdgenossen,
Bewehrt mit Speeren und Geschossen,
Geübt in Kunst des Bogenschießens,
Des Schleuderwurfs, des Fangs und Spießens.

Der König zog durch Wald und Wüste,
Und mancher Bär und Eber büßte
Sein Leben ein, der sich gestellt
Zum Kampfe mit dem Herrn der Welt.
Auch mancher Leu und Tiger fand
Den Tod durch König Dara's Hand,

Deß Jagdlust täglich neu erwachte,
Daß er der Heimkehr gar nicht dachte,
Derweil daheim ein liebend Weib,
An Jahren jung und schön von Leib,
Verging in Sehnsuchtsleid und Trauern
Um ihn in des Palastes Mauern —
Ein Weib von hochgemuthem Sinn,
Die Tochter einer Königin
Georgia's, wo Dara's Mannen
Als schönste Beute sie gewannen
Und vor den Herrscher sie geführt,
Den ihre Schönheit so gerührt,
Daß er nicht wußte, was beginnen,
Um ihre Liebe zu gewinnen.
Sie aber konnte nicht vergessen
Was sie gewesen und besessen.
Sie war zu stolz, sich ihm zu neigen,
Zu stolz auch, ihren Schmerz zu zeigen.
Lang überhäuft' er sie mit Huld,
Doch endlich riß ihm die Geduld:
Zu stolz und edel, zu begehren,
Was sie sich sträubte, zu gewähren,
Ließ sie der König auf die Dauer
Allein mit ihrer stummen Trauer.
Er war gewohnt von schönen Frauen,
Bewundernd zu ihm aufzuschauen,

Mit frohem Geist ihn zu umgeben,
Nicht grollend ihm zu widerstreben.
Kam er hinfort in Sara's Nähe,
That er als ob er sie nicht sähe;
Sie schien für ihn nicht mehr vorhanden.
Doch während also Monde schwanden,
Und aus den Monden ward ein Jahr,
Geschah's allmählich wunderbar,
Daß Sara's Herz in Lieb' entbrannte
Für den, der fremd sich von ihr wandte.
Kaum daß ihr so ein Mond sich dehnte,
Da sie sich nach der Heimat sehnte,
Wie jetzt die Zeit von wenig Tagen
Seit König Dara zog zum Jagen.
Das war ein Drängen und ein Pochen
In ihrem Herzen, als zu Wochen
Die Tage wuchsen und nun gar
Bald schon ein Mond verschwunden war,
Seit König Dara Abschied nahm!
Und als er endlich wiederkam
Mit Jagdgefolg und reicher Beute,
Und Jung und Alt sich seiner freute,
Fühlt' Sara erst, da sie ihn sah,
Daß er ihr nicht zur Freude da:
Ihr Geist ist völlig wie umnachtet,
Da er der Armen gar nicht achtet.

Sie schwankt zurück in ihre Kammer
Und seufzt und schluchzt vor Weh und Jammer,
Derweil der König seine Schritte
Zum Zimmer lenkt, in dessen Mitte
Auf goldnem Tisch die Vase prangt,
Nach deren Trauben ihn verlangt,
Um, eh sein Mahl bereit, inzwischen
Den trocknen Gaumen zu erfrischen.

Er hebt den Deckel von der Vase:
Ein Wohlgeruch erfüllt die Nase,
Doch ist von Trauben nichts zu sehn.
Der König bleibt verwundert stehn,
Fährt dann mit hohler Hand zum Grunde
Der Vase, führt die Hand zum Munde
Und kostet einen süßen Saft
Von wunderbarer Eigenschaft.
Er taucht aufs neu' die Hand zum Grunde
Und führt sie wieder dann zum Munde,
Und fühlt sich wunderbar erheitert,
Den Kopf geklärt, das Herz erweitert.
Und denkt: Ich selber will allein
Des Zaubersaftes Hüter sein,
Damit mir niemand daran rühre.
Da plötzlich öffnet sich die Thüre,

Der Marschall kommt: „O Herr der Welt,
Das Mahl ist aufgetischt!“
Da fällt
Der Herrscher ihm ins Wort und spricht:
„Vergiß, was ich dir sage, nicht:
In dieser Vase hier ist Gift,
Schreib' das darauf mit großer Schrift;
Der Tod trifft jeden, dessen Nase
Und Mund zu nah kommt dieser Vase.“

Als diese Kunde kam zu Sara,
Sprach sie: „O Dank dir, König Dara!
Jetzt weiß ich, was mir helfen kann!“
In ihren schönsten Schmuck sodann
Hüllt sie die schlanken, stolzen Glieder,
Nimmt eine Schale, hastet nieder
Zum Vasengift im Königssaale
Und randvoll füllt sie ihre Schale.
Das Leben bot ihr viel des Bösen,
Der Tod soll sie davon erlösen.
Es drang der Feuertrank voll Süße
Ihr bald in Kopf und Herz und Füße,
Doch statt zu sterben, fühlte sie
Sich so lebendig wie noch nie.
Das Auge schwimmt in feuchtem Glanze,
Die Füßchen heben sich zum Tanze,

Die Spangen an den Knöcheln klingen
Zusammen, sie hebt an zu singen
Und schwingt die anmuthvollen Glieder
Im goldnen Saale auf und nieder,
Hoch in der Hand die leere Schale.

Der König kam indeß vom Mahle
Zurück, sich mit erneuten Kräften
Zu widmen seinen Staatsgeschäften.
Doch ganz bezaubert blieb er stehn
Als er, von Sara ungesehn,
Sie zum Gesange fern und nah
Rund um die Vase tanzen sah,
Auch durch die Schal' in ihrer Hand
Bald den Zusammenhang verstand.
Nun trat er vor und sprach zu ihr:
„Sieh, Sara, so gefällst du mir!
In morgenheller Sonnenpracht
Entstiegen deiner Trauernacht!
All meine willigen schönen Puppen
Sind gegen dich nur Sternenschnuppen.
Sei mein Gemahl und du allein
Sollst meines Herzens Sonne sein!"

So hielt er fest umschlossen sie,
Und höchstes Glück genossen sie

In dauernd seliger Gemeinschaft,
Wie Liebe nur im Bund mit Wein schafft.
Denn durch die Tugend seiner Sara
Allmählich lernte König Dara,
Wie eine edle Frau den Mann
An Seel' und Leib veredeln kann,
Wie Traubensaft in Wein verwandelt,
Veredelt wird, wenn recht behandelt.

Die Berichtigung.

(Nach Sâ di.)

Einen Sklaven verurtheilt zum Tod
Eines mächtigen Königs Gebot.
Der Sklav' hört das Urtheil geduldig,
Doch war er des Todes nicht schuldig,
Und er sprach: „Binnen wenig Minuten
Werd' ich ruhig mein Leben verbluten,
Du aber, o König, zeitlebens
Wirst suchen nach Ruhe vergebens;
Besser schuldlos getödtet zu werden,
Als schuldvoll zu leben auf Erden." —

In das Herz des Königs trafen
Wie Pfeile die Worte des Sklaven,
Und er ließ den Sklaven am Leben
Und bat ihn, ihm zu vergeben.

Nachtigall und Falk.

(Nach Nisami.)

Zum Falken sprach die Nachtigall
Aus blühendem Dornenhage:
„Ich höre deiner Stimme Schall
Bei Nacht nicht, noch bei Tage.

„Du wirst verhätschelt im ganzen Land
Von edlen Frauen und Knappen,
Selbst Fürsten tragen dich auf der Hand
Und führen dein Bild im Wappen.

„Du theilst die Beute, die du schnell
Erreichst mit kühnem Schwunge,
Bist ein hochfliegender Gesell,
Doch stumm bleibt deine Zunge.

„Derweil die Welt entzückend ich
Ins Lied die Seele hauche,
Muß ich von Würmern nähren mich
Und wohnen im Dornenstrauche.“

Zur Nachtigall der Falke sprach:
„Das kommt von deinem Singen!
Weil dir des Schweigens Kunst gebrach,
Kannst du nicht hoch dich schwingen.

Zu sagen weiß ich mehr als du,
Doch Klugheit lehrt mich schweigen;
Gern hört man deinen Liedern zu,
Mich aber läßt man steigen.“

Das Paradies der Gläubigen.

(Nach Dschami.)

Ein altes Weib sprach, nach Gebeten
Um Segen, also zum Propheten:
„Gehn alte Weiber auch, o sage,
Ins Paradies am Jüngsten Tage?" —

„Verhüte Gott, daß sie uns kommen!"
Sprach der Prophet. „Zum Zeitvertreib
Der Gläubigen paßt kein altes Weib:
Die auserwähltsten jungen Schönen
Verhieß Gott seinen gläubigen Söhnen!"

Als dies das alte Weib vernahm,
Ward ihr vor Schmerz die Zunge lahm;
Nur weinen konnte sie und stöhnen
In jammervollen Klagetönen.

Doch der Prophet sprach: „Klage nicht!
Es ist am Jüngsten Tage nicht
Von alten Weibern mehr die Rede,
Denn plötzlich jung wird wieder jede.

So gehn sie ein ins Paradies,
Wie's Gott den Gläubigen verhieß,
Und mit der Jugend kommt zurück
Der Hoffnung und der Liebe Glück."

Der Königsring.

Es war ein König im Perserland,
Der trug einen Ring an seiner Hand
Mit einem seltenen Edelstein,
Von also wunderbarem Schein,
Daß jedes Auge danach zielte,
Wenn er im Strahl der Sonne spielte.
Er kam mit dieser Schimmerhabe
Einst nach Schirás, zu Hafis' Grabe,
Und als er merkte, daß auch da
Jedweder nach dem Ringe sah,
Als wär's das größte Wunderding,
Sprach er: „Ich möchte mit dem Ring
Euch gerne eine Freude machen;
Er läßt sich nicht vertausendfachen,
Drum kann ihn Einer nur gewinnen
Durch glückbeflügeltes Beginnen.
Ich höre, ihr seid gute Schützen,
Und diese Kunst mag euch hier nützen.

Ich hänge den Ring am Baume auf,
Und jeder von euch zielt darauf,
Und wer ihn mitten mit dem Pfeil
Durchschießt, dem wird der Ring zutheil!"

Die besten Bogenschützen kamen
Und scharf den Ring zum Merkziel nahmen
Mit großer Kunst und kühnem Hoffen:
Allein der Ring blieb ungetroffen.

Ein Knabe zielte in der Nähe
Ganz ungeschickt auf eine Krähe,
Die, zu des Schießenden Verdrusse,
Gar nichts bemerkte von dem Schusse,
Indessen weit von ihrer Schwinge
Der Pfeil fest sitzen blieb im Ringe.

Nun erscholl ein großes Jubelgeschrei,
Man holte den Knaben schnell herbei,
Der, als ein richtiges Perserkind,
Auch in sein Glück sich fand geschwind,
Und, viel gerühmt ob seiner Kunst
Als Schütz, sich auch des Königs Gunst
Gefallen ließ, der mit dem Ringe
Ihm schenkte viele schöne Dinge.

Doch als der König fortgezogen,
Zerbrach der Knabe seinen Bogen,
Und als man nach dem Grund ihn fragte,
Der kluge Perserknabe sagte:
„Ich will das Glück, das ich gefunden,
Durch keinen zweiten Schuß verwunden.“

Omar Chajjâm.

Omar Chajjâm, der große Astronom,
Durchforschte lebenslang den Himmelsdom,
Und fand in allen Werken der Natur
Am Himmel wie auf Erden keine Spur
Von einem Gott, und hatte deß kein Hehl.
Drum sahn die gläubigen Priester auf ihn schel
Und hielten Rath und suchten seinen Tod.
Zum König gingen sie in heiliger Noth
Und sprachen so mit flehender Geberde:

„O Malekschah! Gewaltiger Herr der Erde!
Es lebt ein Mann, Omar Chajjâm geheißen,
Der will den wahren Glauben uns entreißen:
Ein Sternenkundiger aus Nischapur,
Der unsern Gott im Buche der Natur
Nicht finden kann. Der Mann bringt uns Verderben:
Erhör' uns, großer König, laß ihn sterben!"

Der König sprach: „Das bleibt ihm unbenommen,
Wenn Gott ihn ruft und seine Zeit gekommen.
Viel Jahre sind im Forschen ihm entschwunden,
Er suchte Gott und hat ihn nicht gefunden
Bis jetzt; wer aber kann sich unterwinden,
Zu sagen, daß er ihn nie werde finden?
Er suchte nur mit den Verstandesaugen,
Die wenig zur Erforschung Gottes taugen:
Wer weiß, welch Glaubenswunder noch geschieht,
Wenn er erst mit den Herzensaugen sieht!
Er hat die Welt durchforscht von nah und fern,
Doch ihre Schale nur, nicht ihren Kern;
Drum hat sein Wissen ihm auch nie genügt.
Wer weiß, ob Gott nicht selbst es so gefügt
Und ihm dereinst zu langer Forschung Lohne
Aufs Haupt des Wissens drückt die Glaubenskrone!
Den Mann zu tödten würd' ich nie verschmerzen:
Dem Licht im Geiste mag das Licht im Herzen
Noch folgen und ihn führen auf die Pfade,
Die wir schon fanden durch des Höchsten Gnade."

Die Priester lauschten stumm dem Königswort,
Verneigten sich und gingen traurig fort.

Der Zweifler.

Ein Mann, der lange zu den gläubigst Frommen
Gehört, gerieth in zweifelndes Gewirre.
Des Grübelns Geist war über ihn gekommen,
Die Wunder machten ihn am Glauben irre.

In seiner Noth kam er zu einem Greise,
Der hoch im Ruf der Weisheit stand beim Volke
Und um sich zog lichthelle Lebenskreise,
Die nie verdunkelt eines Zweifels Wolke.

Der sprach: „Die größten Wunder, die ich kenne,
Stehn nicht geschrieben und sind keine Sage;
Im Ei legt mir ein Wunder jede Henne,
In jedem Grashalm tritt mir eins zu Tage.

Hier duftet der Jasmin, dort der Hollunder,
Im Lichte tanzt der Mücken bunt Gewimmel,
Staub wirbelt auf und Alles ist voll Wunder
Auf Erden, wie die Sterne dort am Himmel.

In diesem Steine schlummert noch das Leben,
Er ward aus Staub: mach' ihn aufs neu zu Staube,
Und Nahrung wird er jeder Blume geben
Im Felde, und im Weinberg jeder Traube.

Wer gab der Rose Glut und Duft zu eigen
Und des Gewebes wundervolle Feinheit?
Wer ließ aus schwarzer Erde Lilien steigen
So weiß wie Schnee in ihrer heil'gen Reinheit?

Der Stein kann sich nicht über sich erheben,
An ihre Wurzeln bleibt gebannt die Pflanze:
Der Mensch nur kann im Geist zum Lichte streben,
Erkennt sein Blick im kleinsten Theil das Ganze.

Und du magst zweifelnd noch nach Wundern fragen?
Sie athmen aus des Lebens Kern und Wesen.
Das Buch der Welt liegt Jedem aufgeschlagen,
Doch Wenige nur verstehn darin zu lesen."

Der bekehrte Töpfer.

Ein Töpfer, der in jungen Jahren
Schon schwere Heimsuchung erfahren
Und oft darüber nachgedacht
Wie Gott, der Herr, die Welt gemacht
Zur Heimstatt von so vielen Uebeln,
Fand einst, nach langem, schwerem Grübeln
Ein Buch, darin stand klar zu lesen,
Daß nie ein Gott und Herr gewesen,
Der nach dem Glauben frommer Thoren
Durch Schöpferkraft die Welt geboren,
Die ewig durch sich selbst bestehe
Und ihre eigenen Bahnen gehe.

Da fiel's wie Schuppen vom Gesicht
Des Töpfers, in ihm ward es licht.
Er wollte nicht wie Thoren glauben,
Ließ lieber sich die Hoffnung rauben,

Daß einst für alle Qual der Erde
Ihm reicher Lohn im Himmel werde.
So ward vom Glauben an den Schöpfer,
Doch nicht von Sorgen frei der Töpfer,
Denn was er that, sie zu zerstreuen,
Trieb sie nur mehr, ihn zu bedräuen,
Da mit dem Glauben auch verschwunden
Das Pflichtgefühl, ihm einst verbunden.

Er dachte nur daran, dem Leben
Sein unverkümmert Recht zu geben,
Nur zu genießen, was ihm fromme,
Da doch nachher nichts Bessres komme.

Umsonst schrie Weib und Kind nach Brot —
Was kümmert ihn der Seinen Noth!
Er hat sich lang genug gequält
Und nun ein bessres Theil erwählt.

Doch bald bemerkt er trüben Muthes:
Dem bessern Theil entspringt nichts Gutes;
Was nach der Arbeit einst Genuß
Ihm bot, beut jetzt nur Ueberdruß.

Einst, als er taumelnd heimwärts kam
Und seinen Weg zur Werkstatt nahm,

Erschienen alle Krüg' und Töpfe
Ihm als lebendige Geschöpfe,
Die, da er staunend sich inmitten
Der Werkstatt dreht mit schwanken Schritten,
Sich mit ihm drehn und ihn umschwanken,
Daß er ganz wirr ward in Gedanken.
Im Antlitz aller Töpf' und Krüge
Erkennt er seine eignen Züge,
Doch so verwildert und entstellt,
Daß er vor Wuth sich nicht mehr hält.
Er schlägt um sich in jähem Zorne
Nach hinten bald und bald nach vorne,
Und ruft: „Was treibt ihr mit mir Hohn!
Hab' ich euch nicht geformt aus Thon?
Seid ihr nicht meiner Hand Geschöpfe?
Bin ich nicht Meister meiner Töpfe,
Nicht Herr in meiner Werkstatt mehr?"

Doch dröhnt und lärmt es um ihn her
Bis er verstummt, und aus dem Chor
Trat jetzt ein großer Krug hervor,
Ein Henkelkrug, der sprach genau
So redend wie des Meisters Frau —:

„Willst du uns ganz und gar verderben?
Schlägst unser letztes Gut in Scherben

Und sprichst mit den zerbrochnen Töpfen
Wie mit verwilderten Geschöpfen,
Derweil du selbst verwildert bist,
Ein schlechter Vater, Gatte, Christ,
Und dabei so voll Unverstand,
Daß du zerschlägst mit eigner Hand
Dein eignes Werk! — Schlägt so dein Schöpfer
Dich einst, dann weh dir, armer Töpfer!
Bist du nicht, eitler Erdensohn,
Wie Topf und Krug geformt aus Thon,
Der höhern Werth in dieser Welt
Durch guten Inhalt erst erhält?"

Sprach's, und dem raschen Redefluß
Folgt aus dem Krug ein kalter Guß
Ihm auf den Kopf mit solcher Macht,
Daß die Besinnung schnell erwacht. —

* * *

Der Töpfer ward — so geht die Sage —
Ein neuer Mensch seit jenem Tage,
Der ein so fleißiges Leben führte,
Folgsam der Frau, wie sich's gebührte,
Daß er durch sie noch wundersam
Zu Wohlstand, Glück und Glauben kam.

Ein Bild der Welt.

(Nach Ben Jemin.)

Die Sage geht, daß Jesus Christ
Einst vor den Herrn der Welt getreten
Und ihn inbrünstiglich gebeten
Sie ganz zu zeigen, wie sie ist.
Der Schöpfer führt ihn in die Wüste;
Er fand ein Weib dort, das ihn grüßte.
Er trat hinzu und sprach zu ihr:
„Warum so einsam weilst du hier?“
Worauf sie gleich das Wort genommen:
„Ich bin, die du zu sehn gekommen!“
Doch er, verwundert, sprach sofort:
„Was soll das närr'sche Weiberwort?“

Drauf sie: „Herr, wenn es dir gefällt,
So sieh mich an: ich bin die Welt.“
„So laß mich in dein Antlitz sehn,
Um seinen Zauber zu verstehn!“
Rief er, und sie zog auf sein Wort
Den Schleier vom Gesichte fort,
Darin er, wie sich's offenbarte,
Jedweden Lasters Spur gewahrte.
Nun zeigten sich, enthüllt vom Schleier,
Auch ihre beiden Hände freier:
Die eine ganz von Blut befleckt,
Die andre hoch emporgestreckt.
„Sag' an“ — befahl ihr Jesus Christ —
„Unreine Buhl'rin, was das ist!“
Sie sprach: „Mit einer Hand soeben
Nahm einem Buhlen ich das Leben
Und ließ die blutgefärbte sinken;
Die andre hob ich auf, zu winken,
Um für den Buhlen, der von hinnen
Ging, einen andern zu gewinnen.
Und — selber ist mir's wunderbar —
Stets wartet eine ganze Schar
Auf meinen Wink. Doch unter allen
Hat keiner mir als Mann gefallen,
Denn wen mein Blendwerk locken kann,
Der gilt mir nicht als rechter Mann,

Und nur dem rechten beugt' ich gern
Mein Haupt und Herz als meinem Herrn."

* * *

O Ben Jemin! Suchst du das Glück,
Halt dich von dieser Welt zurück.

Fünftes Buch.

Gelegenheitsgedichte.

An Franz von Kobell zur funfzigjährigen Feier seines Doctorjubiläums.

(25. Februar 1874.)

Versäumt' ich leider im vorigen Jahr
Meinen Glückwunsch zu bringen dem Jubilar,
Als er der Jahre zehnmal sieben
Vollbracht, und doch so jung geblieben,
Als ging mit jener Jahreswende
Erst die Studentenzeit zu Ende:
Soll mir's doch diesmal nicht geschehn
Den Doctorhut zu übersehn,
Der heut viel hochgelahrte Gäste
Vereint zu großem Freudenfeste.
Denn funfzig Jahr sind heut vergangen
Seit er den Doctorhut empfangen.
Damals, als er ihm ward verliehn,
Wohl mochte man sagen: Der Hut schmückt ihn.

Doch lang eh' vergangen das halbe Jahrhundert,
Ward Kobell noch mehr als sein Hut bewundert;
Drum kann man heut sagen frohgemuth:
Franz Kobell schmückt seinen Doctorhut.
Ihn als Gelehrten heute zu preisen,
Ueberlaß ich andern Freunden und Weisen.
Ich singe den werthen Sangesgenossen,
Bei dem mir manch' glückliche Stunde verflossen:
In Schloß und Hütte, auf Flur und See,
Im Hochgebirg' und Alpenschnee,
Wo er als rüstiger Gemsenerleger
Umherstieg, ich als Sonntagsjäger.

Wenn's heute so hergeht in seinem Hause
Wie sonst alljährlich beim Frühlingsschmause,
Wo bei dem Bockbier frisch und labend
Das Frühstück währte bis gegen Abend,
Der Witz von Mund zu Munde sprang
Und Kobell uns neue Lieder sang:
So wird der Doctorschmaus gelingen
Und Kobell ihn selbst am besten besingen.

An Karl von Holtei zu seinem achtzigsten Geburtstage.

(24. December 1877.)

Ehrwürdig ist das Alter schon an sich —
Um wie viel mehr nach reicherfülltem Leben
Wie deines ist! — Du sahst die Welt, sie dich,
Sie hat dir viel, du hast ihr mehr gegeben,
Da du dich rückhaltslos stets offenbart
Ganz wie du warst in deiner Eigenart,
Derweil die Welt, die alte Buhle, immer
Aufs neue lockt mit trügerischem Schimmer.

Sie hat auch dich verlockt und lang bethört —
Du schwatztest manches davon aus der Schule —
Doch hat sie nicht dein bessres Selbst zerstört,
Denn tief sahst du ins Herz der alten Buhle,
Und fandest schnell dich wieder selbst zurecht,
Und schiedest scharf, was gut ist und was schlecht,
Und suchtest nie der Menschen Herz zu rühren
Durch eignes Irren And're irrzuführen.

Du warst ein guter Spieler in der Welt,
Wie auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Hast manche trübe Stunde uns erhellt
Und ließest deine Liederglöcklein läuten
In manches Herz. Ich sang als Knabe schon
Dein „Mantellied" in eigener Person,
Und noch aus jener Zeit in Aug' und Ohre
Lebt mir „Der alte Feldherr" und „Lenore".

Dann sah ich „Lorberbaum und Bettelstab"
Und „Shakespeare in der Heimat"; „Die Berliner
In Wien", und spart's am Nöthigsten mir ab
Um darauf in „Berlin" zu sehn „Die Wiener".
Doch später tiefer mir zum Herzen drang
Der „Waldesstimmen" heimatlicher Klang;
Auch „Christian Lammfell" und die „Vagabunden"
Besuchten mich und haben mich gefunden.

Nun, seit die bunte Welt dir nichts mehr beut,
Hast du dich völlig ihrem Blick entzogen.
Wohl dem, der sich des sichern Hafens freut
Nach langer Fahrt auf stürmischen Lebenswogen!
Du bist nicht einsam in der Einsamkeit,
Nur fern dem unfruchtbaren Lärm der Zeit:
Vom Phrasenkampf ums Dasein und die Zuchtwahl
Zog dich ins Kloster deine freie Fluchtwahl.

Schon achtzig mal nun hat die Wiederkehr
Des Lenzes neue Blüten dir getrieben.
War dir auch oft des Lebens Bürde schwer,
Dein Geist ist frisch, dein Herz ist jung geblieben!
Halt's ferner so in deinem Lebenslauf!
Mein Lied sucht heute dich im Kloster auf,
Dem alten Freunde meinen Gruß zu bringen:
Mög's, wie's vom Herzen kam, zum Herzen dringen!

Prolog zu Kaiser Wilhelm's achtzigstem Geburtstage.

(Gesprochen bei der Festvorstellung auf dem königlichen Hoftheater zu Hannover, am 22. März 1877, von Fräulein Hildebrandt.)

Die Hütte feiert ihre Wiegenfeste
Wie der Palast. Der Tag, der uns geboren,
Ruft immer gern das Freudigste und Beste
Vergangner Zeit uns wieder in die Ohren.
Nur wenige Menschen hebt so hoch das Glück,
Daß weithinleuchtend eine Spur zurück
Von jedem Schritte bleibt, den sie auf Erden
Gewandelt, aller Augen Ziel zu werden.

Nicht immer geht Verdienst mit Glück im Bunde,
Doch wo sie sich zu hohem Ziel verbünden:
Da wächst bald Großes auf, in festem Grunde
Tief wurzelnd, um sich dauernd zu begründen.
So sahn wir neu das Deutsche Reich erstehn
Durch dessen That, deß Fest wir heut begehn,
Und der noch jugendfrisch im hohen Alter
Ragt als des Reiches Gründer und Erhalter.

Bewahr' ein gütiges Schicksal uns noch lange
Den Kaiser nach erreichten höchsten Zielen!
Sein weißes Haar steht zu der frischen Wange,
Wie Lenz und Winter ineinander spielen.
Sein freundlich Auge spiegelt klar und mild
Des Alters Glück, der Jugend ernstes Bild;
Denn viel des Ernsten mußt' er früh erfahren
Als Prüfung für das Glück in späten Jahren.

Er sah als Kind sich fremd auf heim'scher Erde,
Er sah sein Vaterland in Feindeshänden,
Daß ihm als Greis die hohe Sendung werde
Die deutsche Schmach in deutschen Ruhm zu wenden.
Zum Kampfe mit dem Erbfeind sahn wir ihn
Als Preußens König aus nach Frankreich ziehn —
Als Deutschlands Kaiser kam er heimgeritten
Gleichwie aus altem Märchenbuch geschnitten.

Die Völker stehn in der Geschicke Walten,
So weit wir forschend unsre Blicke wenden,
Wie schwertumgürtet riesige Gestalten
Mit Fackeln in den hocherhobnen Händen.
Die eine Fackel brennt, — die andre nicht,
Und gibt die brennende der andern Licht,
Geht leicht die eigne Leuchtkraft ihr verloren:
Hier stirbt ein Feuer, dort wird eins geboren.

Und wo die Glut am herrlichsten und hellsten
Geleuchtet, andrer Völker Nacht zu klären,
Erlischt sie, hochaufflackernd, leicht am schnellsten,
Wenn unbewacht, sich maßvoll zu bewähren.
Das Schwert erobert, doch der Geist belebt;
Leicht sinkt ein Volk, das selbst sich überhebt,
Wie manche Völker thaten. — Sei'n wir weiser:
Uns ein erhabnes Vorbild sei der Kaiser!

Der nie im Glück sich selber überhoben
Wenn er zum Siege führte seine Heere,
In Demuth stets gekehrt den Blick nach oben,
Von sich zum Himmel wandte Ruhm und Ehre.
Drum ward ihm auch ein Segen wunderbar,
Wie keinem Kaiser je beschieden war:
Mit achtzig Jahren rüstig auf dem Throne!
Trag' er noch lange ruhmvoll seine Krone!

An Emmerich von Fest.

(1878.)

Ich danke dir, mein theurer Fest,
Für dein herzinnig Willkommslied
Im königlichen Budapest,
Wie für die andern, da ich schied!
Die Donau hat dein Lied gewiegt,
Und tief zum Herzen drang es mir,
Vom Rheinland fort das meine fliegt
Und sucht nun gleiches Ziel bei dir!

Der Wind blies kalt, die Flur lag weiß,
Der Athem fror im Barte fest,
Der Donaustrom trieb krachend Eis,
Als ich einzog in Budapest.
Doch warme Herzen fand ich dort,
Und mir ward selbst so warm ums Herz,
Als wär' ich aus der Fremde fort
Nach Pest gezogen heimatwärts.

Ich saß als Gast an manchem Herd,
Wo Geist und Kunst das Mahl gewürzt
Und würd'ge Häupter, hochgeehrt,
Wie Jugend mir die Zeit verkürzt.
Und als ich schied aus Budapest,
Durft' ich mir sagen ohne Zier:
Ich sitz' in manchem Herzen fest
Und manches Herz sitzt fest in mir.

Dankt' ich schon Wien, der Kaiserstadt,
Als meiner Muse treuem Hort,
Im Lebensbuch manch freundlich Blatt
Und manche Blume unverdorrt:
So schlang sich jetzt von Wien bis Pest
Der ganze schöne Donaustreif
Ums altersgraue Haupt mir fest
Als leuchtender Gedächnißreif.

Manch traulich alter Liederspruch
Aus fremdem Mund ins Ohr mir klang,
Den ich einst selbst, im Widerspruch
Mit meiner spröden Heimat, sang.
Doch lieber als das eigne Wort
Hört' ich das deine, lieber Fest:
„Auf Wiedersehn am Donaubord
Zur Rebenzeit in Budapest!“

Zur Taufe meiner Enkelin Toni Engelmann.

(17. November 1878.)

Erst die Knaben, dann die Mädchen,
Ist die Ordnung der Natur,
Und so reiht sich's hier am Fädchen
Wie die Perlen an der Schnur.

Eine Knospe sank euch nieder,
Eine neue Knospe kam,
Und in Freuden ward euch wieder,
Was die Zeit in Schmerzen nahm.

Mög' zum Segen und zur Freude
Euch dies holde Kind gedeihn,
Eures Bundes Glücksgebände
Blühende Zier und Stütze sein!

Die Noth von Szegedin.

(26. März 1879.)

Schon blickte mit Blumenaugen
Dankbaren Blicks
Die Steppe wieder
Zur Sonne empor,
Ihrer Befreierin
Aus den eisigen Banden des Winters.
Und die Töchter der Steppe,
Die schönen, schwarzäugigen Mädchen
Der reichen Fischerstadt Szegedin,
Tanzten in Feierstunden
Mit rothbeschuhten Füßchen,
Kurzen, faltigen Röckchen
Und langen Haarzöpfen
Dem nahenden Frühling entgegen,
Dessen Herolde schon —

Die langbeinigen Störche —
Vom Süden heimgekehrt
Auf den traulichen Dachfirsten klapperten,
Derweilen die fleißigen Fischer
Ihre Geräthe rüsteten
Zu neuem Tagewerk
An den gesegneten Ufern,
Wo die fischreiche Theiß
Und die wildströmende Maros
Sich jubelnd vereinen
Unter weithinschallendem Rauschen.

Aber unheimlich heut
Wird das Jubelgeräusch
Durch dumpfes Rollen
Aus weiter Ferne
Laut übertönt.
Kein Zirpen und Zwitschern,
Kein Singen und Lachen,
Kein lautes Reden
Ist mehr zu hören,
Selbst die Geigen verstummen,
Womit die Zigeuner
Zum Tanze gespielt.
Doch seltsame Töne
Durchschwirren die Luft.

Feuchtkalter Hauch,
Der bis ins Herz dringt,
Verkündet das Nahen der Windsbraut.
Mächtige Vögelschwärme
In unabsehbaren Massen
Verdunkeln den Himmel,
Wie schwarze Wogen
Einander folgend
Unheilverkündend.
Starr stehn die Menschen
Voll banger Ahnung,
Vor Furcht erbeben
Die Herzen der Stärksten.

Siehe! Plötzlich bewegt sich's
Dem Laufe des Stroms nach,
Als ob ganze Gebirge im Anzuge wären,
Ihrer erzenen Schwere entkleidet
Leicht einhergleitend
Wie von den Lüften getragene Wolken,
Und sich selbst auflösend wie diese.

Wo blieb die Tochter der Berge, die stolze Theiß?
Das in Eiseswindeln an Schneebrust gesäugte
Karpatenkind, seiner Amme entsprungen,
Um Herrin der endlosen Steppe zu werden?

Man sieht sie nicht mehr! Sie ist verschwunden
Sammt ihrem Reich: in ein stürmisches Meer
Hat sich jählings die endlose Steppe verwandelt!

Und die Flut stürmt heran auf Szegedin,
Alle Dämme und Wehren brechend,
In Minuten verwüstend,
Was Jahrhunderte schufen;
Paläste und Hütten
Wie Nußschalen wegspülend,
Uralte Bäume entwurzelnd
Und mit sich fortreißend
Sammt den jammernden Menschen,
Die nach Rettung suchten
Auf Dächern und Bäumen.
Umsonst ringt die Mutter die Hände,
Schluchzend zum Himmel auffleh end
Ihr Kind in der Wiege zu retten;
Das Heulen der Windsbraut
Uebertönt ihre Stimme.
Die Hoffnung sinkt,
Wie die Sturmflut steigt,
In sich Häuser und Menschen begrabend.
Das Wort verstummt
Vor unsäglichem Jammer
Und endlosen Bildern des Elends.

Denn mehr noch leben im Elend,
Als elend starben,
Und sie retteten nichts
Als das nackte Dasein . . .

Grausam ist die Natur
In ihrem Zorne,
Und unerforschlich sind
Die dunkeln Wege des Schicksals.
Doch ein Gott gab den Menschen
Ein fühlendes Herz
Und den Weisen die Einsicht:
Daß Mitleid mit menschlichem Elend
Und rasche Hülfe,
Die Noth zu lindern,
Mehr hilft als alle Weisheit der Erde.

Eduard Wessel †.

Ich kam in guter Laune, wie sie lange
Mir nicht beschieden war, von spätem Gange
Nach Haus und wollte schlafen gehn — da fand
Ich einen Brief aus Wien, mit schwarzem Rand,
Durchflog ihn schnell, und seine Trauerkunde
Erschütterte mich bis zum Herzensgrunde.
Die gute Laune war mir schnell verdorben:
Ein lieber, alter Freund war mir gestorben,
Gekannt von Wenigen, doch geliebt von Allen,
Die ihn gekannt wie ich. — Sein Erdenwallen
War wie ein Bach in blumiger Umgebung,
Die Flur durchfließend zu der Flur Belebung,
Rein, bis zum Grunde klar im stillen Lauf.
Gern nahm er jeden guten Eindruck auf,
Hielt alles Schlechte und Gemeine fern,
Und wo er helfen konnte, half er gern.
Reich war sein Geist an reifer Wissensfrucht,
Sein Herz blieb standhaft in der Jahre Flucht,

Doch dabei kindlich harmlos. Geist und Herz
Vereinten gerne sich zu feinem Scherz,
Und manches Wort entsprang dann seinem Munde,
Als wichtiger Ausdruck tiefer Menschenkunde
Den Kreis der Hörer in Erstaunen setzend,
Doch nur erleuchtend wirkend, nie verletzend,
Und was sein Geist im Augenblick geboren,
Das gab er gern dem Augenblick verloren,
Denn nie nach Ruhm und eitlem Glanze strebend,
Nur seiner Pflicht und seinen Freunden lebend,
Galt ihm als höchstes Glück: dem lauten Treiben
Der unbeständigen Welt ganz fern zu bleiben.
Doch kenn' ich keinen ruhmgekrönten Mann,
Der treuere Freunde in der Welt gewann,
Als dieser, unberühmt, in kleinem Kreise
Gewonnen bis zum Ziel der Lebensreise,
Und übers Ziel hinaus, denn in sein Grab
Sinkt mein Erinnern nicht mit ihm hinab.

(1. Februar 1879, nachts 1 Uhr.)

Calderon de la Barca.

(† 25. Mai 1681.)

Ein Ruf tönt von Madrid durch alle Lande:
„Wir rüsten uns zu einem Maienfeste,
Wie keins zuvor am Manzanaresstrande
Gefeiert ward; kommt und seid unsre Gäste,
Ihr alle, die des hehren Mannes Bild
Im Herzen tragt, dem unsre Feier gilt:
Dem Genius, dem alle höchsten Güter
Sein Gott verliehn als Mehrer und als Hüter."

Er wuchs, ein Riesenbaum, in seinem Volke
Empor, hoch alle andern überragend,
Und seine Blütenpracht als Segenswolke
Ausstreuend, immer neue Blüten tragend. —
Zweihundertmal hat sich der Lenz erneut
Und Blüten, die verwehten, ausgestreut
Aufs Grab des hohen Sehers und Poeten,
Deß eigne Geistesblüten nicht verwehten.

Sie trugen Frucht, gelöst vom Lebensbaume,
Eh' er gefällt ward, und die Frucht barg Kerne,
Und — wunderbar, als ob es sich im Traume
Begeben! — aus den Kernen blitzten Sterne
Am Dichterhimmel anderer Völker auf.
Noch wundersamer, als der Lebenslauf
Des Dichters selber, war der seiner Werke
Durch ihres Geisteszaubers mächtige Stärke.

Des Ruhmes Liebling schon in zarter Jugend,
Blieb er der Gunst des Ruhmes werth zeitlebens,
Im Krieg ein Vorbild ritterlicher Tugend,
Im Frieden Vorbild jedes höchsten Strebens,
Im Reich der Dichtung Spaniens größter Sohn,
Gefeiert von der Hütte bis zum Thron —
Und Spaniens Zunge zählt zu jenen Zungen,
Drin Menschenwort am göttlichsten erklungen.

Er löste tiefer Lebensräthsel Siegel
In zaubervollen Tönen des Gesanges,
Und sein Gesang ward seinem Volk ein Spiegel,
Darin es selbst sich fand, voll regen Dranges
Nach Ehre, Liebe, Lebenslust und Ruhm,
Auch stolz auf seines Glaubens Heiligthum,
Auf Spaniens bergumrahmte Blumenauen
Und Glutenaugen seiner schönen Frauen.

So, tief im Heimatboden Wurzeln schlagend,
Doch bis zum Himmel hebend seine Krone,
Wuchs er empor, nur heimische Früchte tragend,
Doch Labsal edlen Geistern jeder Zone.
Wer davon kostet, fühlt sich neu belebt,
Und eine Bilderflut vorüberschwebt
An dem verklärten Blick, die vom Gewimmel
Des irdischen Treibens ihn erhebt zum Himmel.

Das Leben wird zum Traum, der Traum zum Leben,
Wir wissen nicht, was wirklich, was nur scheinbar,
Wir sehn zu höh'rem Dasein sich verweben
Was im gemeinen Leben unvereinbar.
Die Blumen glühen wie mit Sternenpracht,
Die Sterne blühen durch die Sommernacht.
Ein wunderthätiger Magus schafft Gestalten,
Die athmend Erd'- und Himmelsglanz entfalten.

Was je von Glut und Geist im spanischen Stamme
Als schön empfunden ward, als groß bewundert:
In Calderon schlug's auf zu hehrer Flamme,
Fortleuchtend von Jahrhundert zu Jahrhundert.
Und nirgends fand sein zündender Gesang
Mehr als in deutschen Herzen Widerklang,
Selbst unsres großen Volkes größte Geister
Begrüßten ihn als ebenbürtigen Meister.

Den Jüngern aber, deren heute viele,
Den hohen Ursprung aller Kunst vergessend,
Sie oft entwürdigen, in verwegenem Spiele
Um Pöbelgunst und Lohn die Kräfte messend —
Mag Spaniens Dichterfürst ein Mahner sein,
Sich priesterlich der hehren Kunst zu weihn,
Die ihn erhoben hat zu ewigem Ruhme,
Weil ihm die Bühne ward zum Heiligthume —

Zum Heiligthume, das die Welt umspannte
Und nah' und ferne Reiche und Provinzen
In seiner Dichtung Herrschaftszauber bannte.
Von Lusitanien den standhaften Prinzen
Schickt er nach Afrika in Sklaventracht,
Zu zeugen für des Glaubens Wundermacht, —
Und zeigt mit Babels Pracht uns im Gedichte
Semiramis, das Wunder der Geschichte.

Das Kleinste war ihm nicht zu klein, das Größte
Ihm nicht zu groß, es lichtvoll zu entfalten,
Bis er die Seele von der Hülle löste . . .
So konnt' er altern, aber nicht veralten,
Und wie die Knospenhülle, die sie barg,
Der Rose Wiege wird und dann ihr Sarg,
So ward Madrid als Wiege auch die Truhe
Des Dichters, da er ging zur ewigen Ruhe.

Doch schmückt man nicht sein Grab zum Fest der Trauer:
Zum Jubelfest glorreichen Auferstehens
Vom Staub zu einem Leben ewiger Dauer
Aus dieser Welt des Werdens und Vergehens.
Gern brächt' ich selbst heut meinen Sängergruß
Zum Feste, doch gefesselt ist mein Fuß:
So mög' ein günstiger Wind zum Heiligthume
Des Spaniers hinwehn meine Liedesblume!

Zur Braunschweiger Lessing-Feier.

(15. Februar 1881.)

In Tagen geistiger Zersplitterung,
Wo Deutschlands Einheit — schweren Kampfs errungen —
In hadernder Partein Verbitterung
Sich neu zu lösen droht, vom Gift durchdrungen
Verjährten Wahns und Hasses, der im Volke
Schon längst verwunden schien und ausgemerzt,
Und der nun stürmisch sich als drohende Wolke
Erhebt und unsern Ruhmeshimmel schwärzt: —

Was gibt es Höheres für die Lebenden,
Als unserer großen Todten zu gedenken,
Den Blick von dem uns trüb umschwebenden
Gewölk in die Vergangenheit zu lenken,
An der Heroen Anblick uns zu stärken,
Die kämpfend uns den Weg zum Licht gebahnt,
Und deren Geist, machtvoll in ihren Werken
Fortleuchtend, uns an heilige Pflicht gemahnt.

Wir sollen gegen das verwirrende
Gezücht der Nacht, das plötzlich abermals
Wie Fledermäuse uns umschwirrende
Gelichter, Todfeind jeden Sonnenstrahls —
Den Kampf fortkämpfen bis zu vollem Siege
Des Lichtes über Trug und Finsterniß,
Daß nicht das Volk aufs neue unterliege
Dem alten Wahn und seinem Schlangenbiß.

Vom Bann verfinsterter Jahrhunderte
Erlöste uns der kühne Feuergeist,
Der vielgeschmähte, vielbewunderte
Gewaltige Mann, der Gotthold Lessing heißt —
Gehaßt von Allen, die zu dem Gelichter
Des Nachtgezüchts, das er bekämpfte, stehn,
Geliebt von Allen, die der größten Dichter
Und Denker Deutschlands Herold in ihm sehn.

Sein Schaffen war ein grunderneuerndes
Zu festem Bau in Kunst und Wissenschaft,
Ein jeden Geist des Lichts befeuerndes
Zum Dienst der Wahrheit, Born der höchsten Kraft.
Im scharfen Blick glich er den alten Sehern,
Durch dunkle Zeiten schauend sonnenklar,
Und so nun sehn wir ihn im Denkmal ehern
Heut vor uns stehn, wie er im Leben war.

Sein Leben war ein kämpfend leidendes,
Schmerz war sein Los und Kampf sein Element.
Sein Denkmal ist ein bindend scheidendes,
Das Wahrheitsfreunde eint, von Heuchlern trennt. —
Schon grünt von hundertjährigen Trauerzweigen
Sein Grab — wir aber trauern um ihn nicht:
Wir freun uns, daß sein Geist uns blieb zu eigen,
Und feiern ihn begeistert im Gedicht.

Festgruß.

(Den fremden Sängern zum Wettgesang in Wiesbaden, August 1881.)

Willkommen, werthe Festgenossen,
Zum Kampf mit offenem Visir!
Ihr sprengt nicht an auf wilden Rossen,
Brecht keine Lanzen im Turnier:
Die Seele durch Gesang erschlossen,
Um Sieg des Wohllauts kämpft man hier. —
Willkommen, werthe Festgenossen,
Zum Kampf mit offenem Visir!

Im Hauche kommt und flieht das Leben,
Und reiner Hauch ertönt als Lied,
Wie's Gott der Nachtigall gegeben,
Auch manchem Menschenkind beschied,
Das, sich zum Höchsten zu erheben
Mit Ernst bedacht, Gemeines mied. —
Im Hauche kommt und flieht das Leben,
Und reiner Hauch ertönt als Lied.

So zeigt denn eure Kunst, ihr Sänger!
Wir öffnen ganz euch Ohr und Herz.
Verscheucht ein Kurzes die Bedränger
Des Lebens, — Sorge, Noth und Schmerz.
Je schöner der Gesang, je länger
Folgt uns sein Nachklang allerwärts. —
So zeigt denn eure Kunst, ihr Sänger,
Wir öffnen ganz euch Ohr und Herz.

Haucht in das Lied die ganze Seele,
Doch in der Kunst gemessnem Klang,
Singt ohne Falsch und ohne Fehle,
Und im vielstimmigen Gesang
Macht jeden Ton zum Klangjuwele
Durch Eintracht im Zusammenhang. —
Haucht in das Lied die ganze Seele,
Doch in der Kunst gemessnem Klang!

Laßt unsre Ohren Wohllaut trinken
Aus eures Munds beseeltem Hauch;
Pokale, die als Preise winken,
Sie laden euch zum Trinken auch —
Und wenn sie randvoll vor euch blinken:
Wir trinken mit nach deutschem Brauch! —
Laßt unsre Ohren Wohllaut trinken
Aus eures Munds beseeltem Hauch!

Seid uns willkommen, Sangesgäste,
In unsrer blühnden Quellenstadt!
Sie schmückt sich zum Gesangesfeste
Mit allem Schönen, was sie hat,
Und beut zum Siegerkranz das Beste
In Eichenlaub und Lorberblatt. —
Seid uns willkommen, Sangesgäste,
In unsrer blühnden Quellenstadt!

Sechstes Buch.

Vorläufer des Mirza Schaffy.

Nach Dschelal-ed-din Rumi.

Glaube und Unglaube.

Was ist vor dir Glaube, was Unglaube, Herr!
Was schert dich der Zweifler Gezänk und Gezerr!
Es kennt dich nur nicht, wer sich selbst noch nicht kennt,
Wie Holz an das Feuer nicht glaubt, bis es brennt.
Was außen von dir sich uns kund gibt, ist nichts,
Dich sieht nur die Sehkraft des innern Gesichts.
Der Urquell des Lebens und Geistes bist du,
Und was von dir ausging, strebt wieder dir zu.
Von dir kommt die Wahrheit und geht zu dir ein,
Die sichtbare Welt ist nur Schatten und Schein.
Das Meer nährt den Quell und der Quell nährt das Meer,
Dazwischen ziehn Wolken und Ströme einher;

Du trennst sie und ein'st sie mit ordnender Hand,
Wie Himmel und Erde, wie Wasser und Land.
Aus dir lösen Sonnen wie Blumen sich los,
Nichts ist für dich klein und nichts ist für dich groß.
Dir gilt kein Vergangnes und Künftiges und Jetzt:
Zuerst warst du Alles, bist Alles zuletzt.
Wie mag sich denn Glaube und Unglaube blähn?
Kein Mensch kann dich ehren und keiner dich schmähn.
Alle menschlichen Werke, ob böse, ob gut,
Verschwinden vor dir gleichwie Spreu in der Glut,
Dich findet kein Grübeln des schärfsten Verstands,
Nur dem Auge der Liebe enthüllst du dich ganz!

Der Mensch und die Welt.

Was ist das Licht dem, der nicht sieht,
Was ist der Schall dem, der nicht hört?
Was ist die Welt dem, der sie flieht
Und ahnungslos sich selbst bethört!

Wer nicht in sich die Welt entdeckt,
Sieht sie von außen niemals klar;
Wem Liebe nicht das Herz erweckt,
Wird nichts Verborgenes offenbar.

Ein reiner Abglanz ist die Welt
Des Geistes, der nie fehlt und irrt,
Und wenn sie trüb' ins Aug' dir fällt,
Dein Aug' ist's, das ihr Bild verwirrt.

Du bist der Schleier Gottes hier,
Die Welt ist ohne dich nicht da
Für dich. Such' deinen Zweck in dir,
Und selbst das Fernste siehst du nah'.

Wahre Liebe.

Der Liebe Qual ist nicht wie andrer Schmerz,
Wie eine Sonde senkt sie sich ins Herz,
Es prüfend bis zum Grunde zu durchdringen
Und all sein Bestes mit sich aufzuschwingen
Zu höherm Sein, als blöde Menschen ahnen,
Die nie gewandelt auf der Liebe Bahnen.

Doch sing' ich nicht von Liebe wie die deine,
Du Wüstling, der nur Sinn hat fürs Gemeine,
Und dem der Lichtblick für die Höhe fehlt,
Der Himmlisches mit Irdischem vermählt.

Die wahre Liebe knospt im Heiligthume
Des Herzens, bis sie sich zur Wunderblume
Erschließen darf, wenn sie der Lichtstrahl trifft,
Der Wunder offenbart in Blumenschrift
So holder Art, daß Worte nicht erreichen
Den tiefen Inhalt ihrer duftigen Zeichen.

Die Liebe kann sich nur von Liebe nähren
Und, wie die Sonne, sich nur selbst erklären,
Errötḥend vor sich selbst, wie diese thut,
Wenn sie aufblüht in junger Morgenglut,
Der Welt ein Reich des Lichtes zu erschließen,
Draus alle Quellen der Begeisterung fließen
Für den, der weiß, daß es noch Höh'res gibt,
Als was der eine Mensch im andren liebt,
Und daß vom Glück der Liebe ihre Qualen
Untrennbar, wie der Schatten von den Strahlen
Der Sonne, deren Herrlichkeit selbst nichts
Ist als der Abglanz eines höh'ren Lichts,
Für Menschenblick von Schatten auch untrennbar,
Da selber wir als Schatten nur erkennbar.
Doch wenn die Hülle sinkt, die Schatten schwinden,
Wird sich ein Licht zum andern wiederfinden.

Des Lebens Kreislauf.

Stets dreht die Welt im Kreise sich,
Du drehst nach ihrer Weise dich,
Ob du magst liegen oder gehn —
Wer's nicht gelernt, kann's nicht verstehn.

Leb' reinen Sinns und werde Staub,
Und aus dir sprossen Gras und Laub.
Wirst du zu Heu, verbrenne dich,
Und in der Glut erkenne dich!

Bist du zu Asche dann verbrannt
Und wiederum als Staub erkannt,
Erwäge, was solch Kreisen ist
Und was der Stein der Weisen ist!

Verwandlung ist der Erde Lust:
Zur Handlung wird die Werdelust;
Was Lebensodem in sie blies,
Kann größre Wunder thun als dies.

Vergiß im Kreis des Lebens nicht:
Vom Himmel kommt das Lebenslicht,
Es lebt als Geist in deinem Hauch,
Wie du im Hauch des Himmels auch.

Sprüche.

Der Mensch, der ohne Liebe lebt, ist nichts.
Wer nur gemeinem Triebe lebt, ist nichts.
Bedenk', wenn Lebenswasser vor dir quillt:
Das Wasser, das man mit dem Siebe hebt, ist nichts.

Es gibt nichts Verborgnes und nichts Offenbares,
Was dir nicht dein Haupt zeigt im Wuchs deines Haares.
Der Thor sucht das Große in wuchtigen Massen:
Du suche im Kleinsten das Größte zu fassen!

Wach' auf!

Wach' auf, o Herz! Schon dreimal rief der Hahn:
Wach' auf!
Sieh, golden färbt sich schon die Himmelsbahn;
Wach' auf!

Aus rosigen Schleiern hebt ihr Haupt die Sonne,
Der Tag hat seine Pforten aufgethan;
Wach' auf!

Er zeigt im reinen Glanz erhabner Bilder
Das Schönste, was je Menschenaugen sahn.
Wach' auf!

Schlaftrunken weißt du nicht, was Sehende wissen:
Das Glück, das nur im Schlaf kommt, ist ein Wahn.
Wach' auf!

Bezwing' dich selbst, eh' dich der Tod bezwungen,
Nur wachen Augs siehst du das Höchste nahn —
Wach' auf!

Die Pilger.

(Nach Dschami.)

Seht die gläubigen Pilger zur Kaaba ziehn,
Als Sündenvertilger vor Gott zu knien.

Sie kommen zum Ziele durch Wüstenein,
Dann sehn sie ein hohes Haus von Stein.

Sie wollen Gott sehn von Angesicht,
Sie suchen, doch sie finden ihn nicht.

Nachdem sie lange umgangen das Haus,
Erschallt eine Stimme von innen heraus:

„Was seid ihr gekommen vor Steinen zu beten,
Statt ins Gotteshaus der Wahrheit zu treten?

Gott wohnt nicht in einem Haus von Stein,
Er wohnt in der Wahrheit, da tretet ein!“

Nach Sadi.

1.

Spricht ein Thor zu vielen Thoren,
Findet er verständige Ohren;
Spricht ein weiser Mann zu ihnen,
Findet er ungläubige Mienen.
Leichter ist's, mit scharfem Nagel
In den härt'sten Stein zu dringen,
Als dem Hirne des Janhagel
Weise Lehren beizubringen.
Denn der Geist, wie blanker Stahl,
Wird durch Rost so leicht zerfressen,
Daß ihm selbst kein Sonnenstrahl
Weckt den Glanz, den er besessen.

2.

Es war ein Mann so geiziger Art,
Daß nichts berührt ward, was er aufgespart;
Verhungern konnt' er sehn die Armen,
Der Geiz erstickte sein Erbarmen;
Er selbst begann vor Hunger auszuzehren,
Um seine Schätze zu vermehren,
Sodaß man von ihm sagte: wenn's geschähe,
Daß er, statt eines Brots, zum Essen
Die goldne Sonne vor sich sähe:
Er würde seinen Hunger schnell vergessen
Und sie als Schatz in seinem Schreine
Verschließen, daß sie nicht mehr scheine.

3.

Siehst du die Geister sich im Streit erregen,
Tritt ihnen sanft mit Freundlichkeit entgegen.
An Sanftmuth stumpft sich ab des Haders Schneide,
Das schärfste Schwert prallt ab von weicher Seide.
Die Sanftmuth kann den Arm der Roheit lähmen
Und selbst den wildesten Elefanten zähmen.

4.

Wer selbst ein treues Herz im Busen trägt,
Glaubt leicht, daß treu ihm auch ein andres schlägt.
Doch selten wohnt in Menschenherzen Treue,
Und dem Vertrauen folgt meist Schmerz und Reue.
Am tiefsten schmerzen Wunden, uns geschlagen
Von Feinden, die der Freundschaft Larve tragen.

5.

Wem nicht das Schicksal zu Besitz
Verhilft, dem hilft nicht Herz noch Witz;
Gefesselt bleibt die leere Hand,
Denn vor der Menschen Angesicht
Gilt mehr ein gleißendes Gewand
Und Goldesglanz als Geisteslicht.

Zufriedenheit.

Oft fand ich in der Einsamkeit mein Glück
Und rühmte laut, was sie mir still gewährt;
Dann rief mich's wieder in die Welt zurück,
Und sie auch bot mir viel, was rühmenswerth.

Oft kam mein Bestes nachts im Traumgesicht,
Dann pries ich gern des Schlafes Wunderkraft;
Doch haßt' ich darum nie das Himmelslicht,
Das auch am hellen Tage Wunder schafft.

Oft reift im Dunkel, was im Licht gepflanzt,
Manch früher Wunsch kommt zur Erfüllung spät;
Oft hält die Schönheit sich am Tag umschanzt,
Die nachts mit Feueraugen nach dir späht.

O Sadi, laß, was du nicht haben kannst!
Sei dankbar für die Gunst des Augenblicks,
Begnüge dich mit dem, was du gewannst,
Und grolle nicht im Wechsel des Geschicks!

Nach Emir Moisi.

Heimat und Fremde.

Die Heimat beut dem Genius keinen Kranz
Bevor nicht fremde Hände ihn bekränzen;
Der Edelstein im Schacht hat keinen Glanz,
Erst wenn ans Licht gehoben, kann er glänzen.

An eine schöne Frau.

1.

Dein Sonnenhut soll vor der Sonne dich schützen:
Da du selbst eine Sonne — was kann er dir nützen?

2.

Man nennt die Wolke an Wohlthun reich,
Doch sie geht zu Ende
Mit ihrer Spende —
Du aber bleibst immer dir selber gleich,
Und mit deiner Spende
Geht's nie zu Ende!

3.

Du hast mich aus dem Nichts erhoben,
Wie Gott die Welt erschuf aus Nichts,
Daß ich, den Blick gekehrt nach oben,
Zum Inhalt glühenden Gedichts
Dich machen darf, aus Glanz gewoben,
Von Strahlen deines Angesichts!

Baum und Gras.

Zum Baume sprach das Gras: Wie hoch du ragst,
Und ich muß niedrig stehn in deinem Schatten!
Zum Gras der Baum sprach: Wie du thöricht klagst,
Nie trifft der Sturm verheerend deine Matten,
Der mir oft meine schönsten Zweige bricht,
Wenn er als wilder Gast kommt ungebeten.
Darauf das Gras: Trifft mich der Sturm auch nicht,
So kann doch jeder Esel mich zertreten.
Da böt' ich lieber meine Stirn dem Sturm,
Statt daß jetzt Schaf' und Rinder an mir nagen.
Der Baum sprach: Und an mir nagt mancher Wurm;
Doch gegen unser Schicksal hilft kein Klagen.

Unterschied.

(Nach Dschami.)

Wenn auf das Feld die Wolke regnet,
So wird das Feld davon gesegnet;
Doch plätschert sie hinab ins Meer,
So gibt's dort nur Geplätscher mehr.

Ein sinnig Wort auch bringt, wie Regen,
Auf gutbestelltem Acker Segen,
Doch für der Schwätzer zahllos Heer
Gibt's immer nur ein Schlagwort mehr.

Warum?

(Nach Ben Jemin.)

Er sprach: „Die Sonne scheint schon hell:
Warum noch schläfst du, träger Gesell?"

Ich sprach: „Die Frage nach dem «Warum?»
Geht mir schon lange im Kopf herum:

Wie du und ich, so fragt manch einer
Nach dem «Warum?», doch findet's keiner."

Nach Enweri.

Die Sterne.

Wie mag nur ein Mensch als vernünftiger Denker
Die Sterne betrachten als Schicksalslenker!
Auf den alten Sünder Jupiter bauen
Und auf Venus, die üppigste aller Frauen!
Such' in dir selbst den Quell deiner Leiden,
Keine Hülfe kommt dir von jenen beiden.
Von allen Bäumen im Himmelsgarten
Ist keine gesunde Frucht zu erwarten,
Doch läßt sich der Gläubige seinen Glauben
An die goldenen Aepfel im Himmel nicht rauben.

Die Zeit.

Die Zeit erschließt dir die Welt nicht aus Liebe:
Sie thut's nur aus blindem Muttertriebe.
Sie nimmt dir wieder, was sie gegeben;
Als Pfand nur gab sie dir das Leben. —
Wenn man mich fragt: wo sind nun die Spenden,
Die nach und nach mit kargen Händen
Dir Mutter Natur gewährt? — so sag' ich:
Sie sind nicht groß, doch schwer daran trag' ich,
Denn Geschenke, die man zurückbegehrt,
Sind nicht der Mühe des Tragens werth.

Siebentes Buch.

Aus der Neuen Welt.

Meerfahrt.

1.

Nichts ist nun zu sehn als Himmel und Meer.
Leicht wölbt sich der Himmel, das Meer gründet schwer
Und gibt aus seinem tiefsten Grund
Uns so wenig von seinen Geheimnissen kund
Wie der Himmel dort oben: es rollt seine Wogen,
Wie die Wolken sich schieben am Himmelsbogen,
Bald hell, bald dunkel, bald beides zusammen.
Doch ob Stürme heulen, ob Blitze flammen,
Ob Wolken und Wogen sich hinschieben bleiern:
Sie können nur Himmel und Meer uns verschleiern,
Und in der Beschränkung unsers Gesichts
Erscheint das unendliche Meer als ein Nichts,
Dem beschränkten Blick ein beschränkter Kreis,
Den der Geist nur zu überspringen weiß,
Der hinter des Rundbildes scheinbarer Hülle
Sieht unergründlich unendliche Fülle,

Und noch tiefer mit seinen innern Augen
Blickt, als die äußern zu sehen taugen,
Die, wo sie nicht dem Geist vereint,
Nicht sehn was ist, nur sehn was scheint.

2.

Wie lag das Meer noch eben spiegelklar
Und hauchte seinen salzigen Lebensodem
Wohlthuend wie des frischen Ackers Brodem!
Da, zwischen Flut und Himmel unsichtbar,
Erhebt ein Feind sich, mit gewaltigem Toben
Die Luft verdunkelnd durch Gewölk hoch oben,
Zugleich in seiner ungestalten Wuth
Das Meer aufwühlend, wie um durch die Wogen
Den Raum zu füllen bis zum Himmelsbogen.
Der Sturm bohrt schwarze Löcher in die Flut,
Die immer tiefer wirbeln und sich weiten,
Derweilen oben Wasserberge gleiten,
Bang niederschauend in den tiefen Schlund,
Der unter ihnen klafft, und jeder Abgrund
Zu seinem Fuß wird jedem Berg zum Grabgrund.

Rasch wechselt auf dem weiten Meeresrund
Das Hoch und Nieder, zeigt im Augenblicke
Ein Spiegelbild unendlicher Geschicke

In großer Reiche Auf- und Niedergang,
Und singt uns in vielstimmigem Gesang
Das ewige Lied von Werden und Vergehn,
Läßt, was zur Tiefe sank, hoch auferstehn,
Ein Kurzes wieder Sonnenglut zu trinken
Und dann aufs neu' im Abgrund zu versinken,
Wo Thränenperlen ruhn in Muschelsärgen
Und Glanzgebilde sich im Dunkel bergen.

Niagara.

Trüb' war der Himmel, als ich zuerst dich sah
In deiner wilden Größe, Niagara!
Wie fernes Donnern schlug mir dein Schall ins Ohr,
Als mein Blick sich im Suchen nach dir verlor
Im flachen, verödeten Wintergefilde,
Verdüstert durch bleierne Wolkengebilde.
Doch näher und näher stets hört' ich es schallen,
Wie wenn Wasserberge an Felsen zerprallen
Im unendlichen Meer, vom Orkane gehoben,
Mit unsichtbaren Händen geschleudert nach oben.

Da plötzlich erhebt sich vor mir ein Geflimmer
Von versprühendem Schaum, der in eigenem Schimmer
Aus der Tiefe aufsteigt und ein Wolkengewimmel
Erzeugt, weit glänzender als das am Himmel.
Und ich folge dem Glanz, und jählings thut
Sich ein Abgrund auf voll demantener Glut,
Wo die mächtig stürzenden Wasser von oben
Tief unten zerstieben mit donnerndem Toben.

Da wühlt es und bäumt sich und wirbelt und gährt
In verwirrender Wuth, doch lieblich verklärt
Durch verschleiernd Gewölk aus versprühendem Schaum,
Das sich schimmernd erhebt, leicht schwebend wie Flaum.

Nun, als trüg' er dem Glanze der Tiefe Neid,
Zerreißt auch der Himmel sein Wolkenkleid
Und die Sonne gießt ihre ganze Glut
Hinab in die tosende Wasserflut,
Um in flüchtigen Bildern noch Schönres zu zeigen,
Als an ewigem Glanze ihr selber zu eigen.
Die Sturzfluten trinken den sonnigen Glanz
Und strahlen ihn wieder, gesättigt ganz.
Und wie Künstler mit gottverliehnen Gewalten
Aus sich selbst die erhabensten Bilder gestalten,
So scheint nun in des Niagara Borden
Jede Welle, jeder Tropfen zum Künstler geworden,
Und Schöneres kommt durch sie an den Tag,
Als menschliches Schaffen zu bilden vermag.
Die Wogen glühen, von Schönheit trunken,
Aus den Schaumkronen springen blitzende Funken,
Es leuchtet in allen Formen und Farben:
Hier erheben sich schimmernde Strahlengarben,
Dort, über die Irisinsel gezogen,
Schwebt hoch ein durchsichtiger Regenbogen,

Und darunter die Felswand stemmt auf den Wegen
Des gewaltigen Stroms sich ihm breit entgegen,
Daß die Wasser getheilt das Eiland umwinden,
Bis sie unten sich wieder zusammenfinden —
Nach tiefem Sprung von getrenntem Hang —
Zu donnerndem Triumphgesang.

Nie erschien mir ein Strombild an Wundern so reich,
So stürmisch im Wechsel, doch immer sich gleich
In bezaubernder Macht urgewaltigen Seins
Und hehrer Gebilde des Schalles und Scheins.
Trüb' war der Himmel, als ich zuerst dich sah
In deiner wilden Größe, Niagara,
Und die Sonne war schon im Untergehn
Als ich kam, dich zum letzten male zu sehn.
Und du hießest mich selbst tief hinuntersteigen,
Um dich mir in voller Größe zu zeigen
Im tiefen, gewundenen Felsenbette.
Dich umragt keine schimmernde Bergeskette,
Deine Ufer sind flach und öde ganz,
Doch du brauchst keines prangenden Rahmens Glanz:
Deine eigene Glut, deiner Wellen Klang
Wird mir leuchten und klingen mein Leben lang.

Milwaukee.

(März 1880.)

Das schöne Milwaukee am Michigan-See
Durchleuchtet das Herz mir, wo immer ich geh',
Was sonst sich mir Schönes in Funken verlor,
Das schlug hier in Flammen zum Himmel empor.

Eine Winternacht war's im Beginne des März,
Doch wie Odem des Maien durchzog es mein Herz,
Als in stattlichem Aufzug zu Roß und zu Fuß
Mich ein Bruderstamm grüßte mit jubelndem Gruß.

Die Fenster und Herzen und Augen erhellt
Wie durch Sterne, gefallen vom Himmelsgezelt,
So freundlich erschien mir der trauliche Ort,
Ein Erinnerungskranz, der mir nimmer verdorrt.

Das schöne Milwaukee am Michigan-See
Durchleuchtet das Herz mir, wo immer ich geh',
Denn nicht mir allein galt der Jubelempfang:
Er galt deutscher Dichtung und deutschem Gesang.

In den Prairien.

1.

Wie ausgetrockneter Meeresgrund
Mit salzgeschwängertem Boden,
Durch Urweltstürme gelb überstreut
Mit zerstiebendem Sande der Dünen,
Starrt das wellige Land, dessen Salz noch nicht
Zu Salz des Lebens geworden.

Nur spärliches Grün wagt sich schüchtern hervor
Neben silberfarbigem Büffelgras,
Das, mit Halmen, so fein wie Haare,
Den riesenhäuptigen Buffalo nährt
Und die zierliche Antilope.

Doch über das silberne Gras
Erhebt sich in krausem Gesträuch,
Mit feinen, mattgrünen Blättern,
Der wilde, scharfduftende Salbei,

Dessen wunderthätige Kräfte
Schmerzen stillen und Wunden heilen
Der rothhäutigen Wilden,
Die in versprengten Resten
Auf den seltenen Plätzen der Wüste,
Wo noch im Schatten von Bäumen
Frische Quellen springen,
In rauchigen Wigwams lungern,
Und — während die Weiber
Wildkatzen am Rost braten —
In trüben Gedanken
Den Rauch ihrer Pfeifen
Aufsteigen lassen
Mit dem brandigen Rauche des Herdes.

2.

Hier locken keine Trümmer
Versunkener Pracht
Den forschenden Blick
Zurück in das Dunkel der Vorzeit.
Aus dieser öden Unendlichkeit
Ragt kein Denkmal empor,
Von vergangener Größe zu zeugen.

Nie von blumenbekränzten Altären stieg
Hier Weihrauch empor;
Kein säulengetragenes Heiligthum
Versammelte Menschen zur Andacht.
Kein Saitenspiel rief zu fröhlichem Tanz
Jünglinge und Mädchen ins Freie.

Die Tage schwanden, wie Wellen des Meers,
Bald stürmisch wild, bald ruhig hin,
Doch stets ohne bleibende Spuren,
Ohne Merkmal von Gestern und Heute.

Hier geht keine Sage von goldener Zeit
Und kein Lied singt vom Ruhme der Väter.
Hier blüht keine Rose
Und schlägt keine Nachtigall
In herzbewegenden Tönen.
Nur die langschwänzige Spottdrossel
Ahmt in seltsamen Weisen
Alle Stimmen der Wüste nach,
Vom Gesang der Winde
Und dem Murmeln der Quellen
Bis zu des Uhus eintönigem Rufe
Und dem schrillen Gebell
Des klugen, zierlichen Prairiehundes,
Der — ein Wunder der Wüste
Und eine Lehre den Weisen —
Mit der giftigen Klapperschlange
Und dem Vogel der Pallas Athene
Friedlich beisammen lebt
In gemeinsamer Wohnung,
Auf deren Schutzdach,
Zuneben dem Eingang,
Er tagsüber Wacht hält,
Hochaufgerichtet,
Mit erhobenen Vorderpfötchen,
Und scharfen Auges
Nach allen Seiten spähend.

Aber beim Anbruch des Dunkels
Löst ihn die Eule ab
Als Wächter der Nacht,
Um, wenn ein Feind naht,
Es der Klapperschlange zu melden,
Die dann tapfer am Eingang
Der schützenden Höhle
Den Feind erwartet
Mit tödlichem Bisse.

3.

Wie ein uralt unbeschriebenes Blatt,
Im Buche der Schöpfung vergessen,
Liegt das neugefundene Wüstenland,
Und schon beginnt die Geschichte
Das Blatt zu beschreiben mit Riesenschrift,
Von Wundern des Aufschwungs erzählend.

Wo der Pflug den gesegneten Boden erschließt,
Die salzharte Kruste durchbrechend,
Da wogt bald ein goldenes Aehrenmeer
Und der Mais wächst zur Höhe von Bäumen.
Auf üppigen Weiden grasen —
Im frischen Grün halb versinkend —
Zahllose Heerden.
Aus allen Ländern der Alten Welt
Strömen Siedler herbei,
Die Schätze der Neuen zu heben
In der fruchtreichen Wüste des Westens,

Wo seit ungezählten Jahrtausenden
Die Natur ihren Reichthum
Barg vor den Wilden,
Die ihn mit Füßen traten,
Und ihn sorgsam aufsparte
Zu mühsamer Arbeit Belohnung.

Blockhäuser und blühende Städte,
Den Spuren des Dampfrosses folgend,
Verscheuchten die Thiere der Wildniß
Und die noch wildern Menschen,
Die das Leben verbrachten
Mit Jagen und Rauben,
Und deren höchster Ruhm war,
Im Kampf miteinander
Dem überwundenen Gegner
Bedächtigen Schnittes
Haut und Haare zu trennen
Vom trotzigen Kopfe,
Um den Scalp zu bewahren
Als Denkmal des Sieges.

Minnehaha.

(Die lachenden Wasser.)*

Hier stürzt sich kein Bergstrom mit donnernder Wucht
Aus schwindelnden Höh'n in die hallende Schlucht;
Hier verhüllt kein hochaufsprühend wildes Geschäume
In der Tiefe die Felsblöcke, Büsche und Bäume;
Kein Rauschen tönt fernhin — man hört nur ganz nah
Die lachenden Wasser, die Minnehaha!

Doch ihr Lachen ist lieblich wie Kindergelall,
Wer ihn sieht, lächelt mit bei dem lachenden Fall:
Ein silbern zerflatterndes Bächlein wallt munter,
Durchsichtig wie Schleier, die Felswand herunter —
Kein Kind lebt, dem jemals ein Leides geschah
Von den lachenden Wassern, den Minnehaha!

* Der berühmte Wasserfall unfern Minneapolis, im Staate Minnesota.

Wir saßen bei brennendem Sonnenschein
Im Rasen und schauten vergnüglich darein,
Und, wären nicht Damen dabei gewesen,
Gern hätt' ich gleich, ohne viel Federlesen,
Ein Sturzbad genommen, so frisch war es da
In den lachenden Wassern, den Minnehaha!

Veilchen am Mississippi.

Du liebste Blume deutscher Flur,
Dort blühend im Verborgnen nur,
Die Herzen zu erfreuen:
Sag', Veilchen, wer vom heim'schen Feld
Dich riß und aus der Alten Welt
So weit geführt zur Neuen?

Hier, Veilchen, ist für dich kein Platz,
Beut für die Heimat nichts Ersatz,
Daraus sie dich verscheuchten;
Hier liebt man Veilchentugend nicht:
Wer hier gedeihn will, läßt sein Licht
Nicht im Verborgnen leuchten.

Hier kommt keine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Dich an ihr Herz zu drücken; —
Doch da ich fremd hier bin wie du,
O Veilchen, neige mir dich zu,
Mein Lied mit dir zu schmücken.

Aus Indianerlanden.

1.

Von den fernen Felsengebirgen blitzen
Im Mondlicht die beschneiten Spitzen.
Wir brausen über die dürren Matten
Der öden Steppen, — da huschen, wie Schatten,
Gestalten vorüber mit braunen Gesichtern
Und Augen darin gleich verglimmenden Lichtern.
Es sind Indianer mit ihren Weibern,
Mit zerlumpt phantastisch umhüllten Leibern.
Am nahen Wasserplatz wird gehalten,
Und da schwingen sich die braunen Gestalten
(Es waren im Ganzen ihrer Zwölfe
Und sie sahen aus wie gezähmte Wölfe)
Auf die Tritte und Außenplätze der Wagen,
Die sie dann mit uns bergaufwärts tragen.
Doch Keiner fürchtet sich mehr vor ihnen,
Die weiland als braune Teufel erschienen
Den Weißen, an ihnen viel Böses verschuldet,
Doch mehr noch des Bösen von ihnen erduldet.

Als Herren einst zogen sie stolz umher
Durchs Land und jagten Büffel und Bär,
Und stürmten mit wildem Kampfgeschrei
Auf die weißen Eindringlinge herbei,
Die den Rothen die Herrschaft wollten entreißen.
Manch blutiges Ringen gab's mit den Weißen,
Bis diese das Land auf eisernen Schienen
Durchbrausten und zwangen die Rothen zu dienen.
Jetzt sind sie, wie Bäume im Winter, entlaubt,
Keine wallenden Federn mehr schmücken ihr Haupt.
Wohl zuckt noch im Auge der alte Groll,
Doch weiß er nicht mehr, wo er einschlagen soll.
Und wenn sie sich heut auf die Wagen stürzen,
So gilt's nur, die langen Strecken zu kürzen,
Die sie früher durchritten oder durchlaufen.
Jetzt erlaubt man ihnen zu ganzen Haufen
Durch alle die Lande frei mitzufahren,
Deren einzige Herrscher sie früher waren.

2.

Wie von rauhen Felsenklippen
Lieblich rauschende Wasser fallen,
Hör' ich von Indianerlippen
Lieblich klingende Worte schallen,
Aus den Stämmen der Dakota,
Manitoba, Minnesota —
Gleich als wollten diese Wilden
Ihren Ueberwindern zeigen,
Daß an holden Wortgebilden
Jenen mehr als diesen eigen,
Die aus andrer Völker Speichern
Ihre Sprache gern bereichern,
Doch sofort mit Zähnefletschen
Jedes fremde Wort zerquetschen,
Um den Wohllaut zu zerstören,
Der das Ohr entzückend traf —
Gleich als dürft' es nun als Sklav
Nicht sich selbst mehr angehören.

Doch ein Wohllaut, unzerstörbar,
Ob auch in der neuen Hülle
Nur für feinere Ohren hörbar,
Offenbart sich noch in Fülle,
Um erlöst aus seinen Banden
Frei im Liede fortzuleben,
Wenn die Stämme längst verschwanden,
Die ihr Bestes ihm gegeben.

Rückkehr zur Natur.

„Der üppigen Neuzeit künstlich Erwerbniß
Ist unnatürlich und führt zur Verderbniß;
Wollt ihr erwerben das wahre Glück,
O Menschen, kehrt zur Natur zurück!"

So hör' ich die Prediger klagen und mahnen,
Die selbst nie gewandelt natürliche Bahnen;
Wenn sie's versuchten, sie würden bald spüren
Wohin die natürlichen Bahnen führen:
Daß der Mann wie ein Hahn lebt unter Hennen,
Mit Frauen, die Frauenwürde nicht kennen —
Daß er sich herrisch spreizt und brüstet,
Um thun zu können, was ihn gelüstet;
Auf Raub zu ziehn, zu morden und jagen,
Derweilen die Weiber daheim sich plagen
Mit thierischen Rangen, die schon bei zeiten
Auf die Wege der Väter sich vorbereiten.

Die Rose in der Neuen Welt.

O Rose, Blumenkönigin
Der Alten Welt: auch in der Neuen
Magst du dich deiner Herrschaft freuen!
Ob manche Blume, stolz von Sinn,
In blendendbunter Farbenglut
Sich hocherhobenen Hauptes spreize:
Du Sproß aus Aphroditens Blut
Bleibst Königin durch feinere Reize!

O, könnten Alle, die sich schmücken
Mit dir, auch deine Tugend pflücken
Aus dir, so duftig und so rein
Und anmuthsvoll wie du zu sein!

Doch ohne Wahl stets wendest du
Dich, milden Sinnes wie die Sonne
Aus ihres Lichtes Strahlenbronne,
Dem Guten wie dem Bösen zu.

Bei Dionysos' Festgelagen
Wardst du als Götterschmuck getragen,
Und ließest dich in Lustgehegen
Des eselsohrigen Midas pflegen.

Du schmücktest Stirnen von Cäsaren,
Die ihrer Zeiten Abscheu waren,
Und wandest Kränze um die Stirnen
Von weiland kaiserlichen Dirnen.

Doch du bliebst rein und bleibst es immer,
Du fügst zum Guten stets das Beste
Und schmückst der Armuth niedres Zimmer
So gern wie prunkende Paläste.

Du adelst alle Menschenlose,
Doch wirst am liebsten da gepflückt,
Wo eine junge Menschenrose,
Rein wie du selbst, sich mit dir schmückt.

Du blendest nicht durch falschen Schimmer,
Und zeigst in duftiger Geistesfülle
Dich als das reinste Sinnbild immer
Der Wahrheit in der Schönheit Hülle.

Mir bist du Lehrerin gewesen,
Mein Odem trank von deinem Hauche,
Aus deinen Blättern lernt' ich lesen,
Wie Weisheit blüht aus dornigem Strauche.

Hier lassen keine Nachtigallen,
Wie an der Donau und am Rheine,
Zu deinem Ruhm ihr Lied erschallen:
Drum huldvoll nimm dafür das meine!

Festgruß zum großen Maifest der Deutschen Unterstützungsgesellschaft in San-Francisco.

(17. Mai 1880.)

Auf hohem Felsrück, weit umsäumt vom Kranze
Der Inseln, Berg' und Hügel in der Runde,
Strahlt San-Francisco heut im Festtagsglanze,
Der Städte Königin im Staatenbunde
Der Neuen Welt, und schaut auf Meer und Land,
Derweil die Wogen küssen ihr Gewand
Und murmeln, die sich huldigend um sie schmiegen:
Wie schnell bist du zur Größe aufgestiegen!

Ein ewiger Frühling blüht auf deinen Fluren,
Das Weltmeer wirft ans Ufer seine Schätze,
Der Bergmann folgt im Schacht des Goldes Spuren,
Der Fischer füllt im Strome seine Netze,
Und rings um deine weitgeschwungene Bucht
Im Winter wie im Sommer reift die Frucht,
Auf blumigen Triften grast die fette Heerde
Und reich für alle Arbeit lohnt die Erde.

Reich springen rings die Quellen des Genusses,
Leicht macht das Glück die Reichen zu Verschwendern —
Und doch in diesem Land des Ueberflusses
Herrscht Noth und Elend wie in andern Ländern.
Nicht jedem ist die launische Göttin hold,
Mehr Unglück schafft, als Glück, die Gier nach Gold,
Und hier wie überall bewährt im Leben
Der Spruch sich: „Wer da hat, dem wird gegeben!"

Weh dem, der nicht hat! Weh dem armen Kranken,
Deß Kraft versiegt in schwerer Arbeit Mühen,
Weh dem, der mit hochstrebenden Gedanken
Den Traum des Glücks wie Flutschaum sah versprühen!
Wie manchen, dem's das Goldland angethan,
Trug deine Woge, Stiller Ocean,
Nach Californien durch die Goldene Pforte,
Deß frischer Trieb bald welkte und verdorrte!

Wie viele führt der Drang nach Abenteuern,
Die Sucht nach Golde zu ganz anderem Ziele!
Drum Heil den Händen, die dem Unglück steuern
Der Leidenden — auch ihrer gibt es viele!
Sie folgen der freispendenden Natur,
Die neu im Mai mit Gaben schmückt die Flur,
Das Wohlthun machen sie zum Fest der Freude,
Im Schmuck der Blumen prangt das Festgebände.

So fügen sie zum Guten noch das Beste
Und spenden Früchte, wo es Blüten regnet;
Und mich auch luden sie zum frohen Feste,
Landsleute, wie mir beſſ're nie begegnet.
Gesegnet seist du, California,
Wo ich solch deutsches Fest des Maien sah!
Und als Tribut zu andrer Liebesgabe
Biet' ich im Lied das Beste, was ich habe.

Yosemite.

Von einem Thale hört' ich Wunder sagen,
Das herrlich wie kein andres sei hienieden,
Durch steile Felsen, die es hoch umragen,
Vom Lärm der Welt und ihrem Streit geschieden,
Derweil auf seiner wasserreichen Flur
Die form- und farbenzeugende Natur
Im reinsten Himmelsglanz mit Segensfülle
Es üppig schmückt in zaubervoller Hülle.

Da faßte mich ein wundersam Gelüsten,
Das schöne Thal zu sehn, und landwärts wandt' ich
Die Schritte von des Stillen Oceans Küsten.
Bald deine Felshöhn wiederum erkannt' ich,
Sierra Nevada! Und ich stieg empor,
Wo San-Joaqin's Wüste sich verlor
Vor weithin schimmernden Granitkolossen
Und Blütenpracht, von Sonnenglanz umflossen.

Wie wehte von den weißen Bergesgipfeln
Die Schneeluft kühl durch meine heißen Pfade!
Leis murmelt's in der würzigen Fichten Wipfeln,
Die hoch wie Thürme ragen, kerzengrade,
Derweil der Wildbach laut vorüberschnaubt
Und seinen Schaum dem Pferd spritzt bis ans Haupt,
Doch ohne Hemmung seiner sichern Schritte —
Ein Abgrund dräute, wenn es seitwärts glitte.

Und immer mehr verwildert rings die Wildniß
In der Granitkolosse Herrschgebiete,
Bis endlich tief dem Blick dein hehres Bildniß
Sich ganz entschleiert, Thal von Yosemite!
Geblendet stand ich, überwältigt ganz
Von deiner sonnenlichten Felsen Glanz
Und Wasserfällen, über hohe Kanten,
Herunter donnernd, sprühend von Demanten.

Der Zauber ringsum wächst bei jedem Schritte,
Der reißende Merced tobt mir entgegen,
Der pfeilschnell hinschießt durch des Thales Mitte;
Wildwasser kreuzen mich auf allen Wegen;
Ein sanfter Wind bewegt die linde Luft,
Thurmhohe Fichten hauchen würzigen Duft
Und überspringen weit im Spiel der Schatten
Die Eichen und die Cedern auf den Matten.

Die Felsen ragen bald wie hohe Bäume
Zum Himmel auf, und bald wie Ungeheuer
Der Urwelt, die versteint im Zeitenstrome;
Doch in den Adern glimmt noch Lebensfeuer,
Das bald in holden Blumen sich erschließt,
In Busch und Baum empor zum Lichte schießt,
Und bald sich gar in menschlichen Gestalten
Titanenhaft sucht grauuvoll zu entfalten.

Ein Zauber weht ums Thal von Yosemite,
Der mir in seiner steinernen Naturschrift
Zum Leben weckte manche Schattenmythe,
Die unverständlich in gelehrter Urschrift.
Und blick' ich auf zu diesem Felsenkamm,
Der einem wilden Indianerstamm
Zum Hort gedient, bis ihn die Weißen fanden
Und machten, daß die Rothen bald verschwanden, —

So mahnt mich's an des Ostens ferne Lande,
Daraus wir unsre späte Weisheit holten,
Wie Stoff zu unserm Feuer jetzt vom Brande
Der Wälder, die versteinert längst verkohlten,
Und wo nach altem höchsten Bildungsglanz
Die Völker wieder so verwildert ganz,
Wie diese Rothen, die nur alte Sagen
Bewahrt von Lieb' und Haß und kühnem Wagen.

Die Wilden sterben aus, die Sagen bleiben,
Sie leben im Gesang der Ueberwinder
Und wirken fort, um neue Frucht zu treiben;
Von ihren Vätern erben sie die Kinder,
Und ich auch pflückte in der Neuen Welt
Manch schöne Blume auf dem Sagenfeld,
Sie dem Erinnrungskranze einzuschlingen
Und in die Alte Welt mit heimzubringen.

Mariposa.

Ich ging die Wunderbäume zu sehn,
Die im Haine von Mariposa stehn
Und ihr immergrünes Kleid schon getragen
Eh David, der König, die Harfe geschlagen,
Eh Salomo weise Sprüche geredet
Und Simson die Philister befehdet.
Im Hochthal, aus welligem Felsgrund gebildet
Und weithin von schneeigen Felshöhn umschildet,
Da schlugen die mächtigen Waldesriesen,
Heut als die höchsten der Erde gepriesen,
Tief Wurzeln in granitnem Grunde;
Doch hatte kein Mensch von ihnen Kunde,
Bis ein Schwarm von versprengten braunen Wilden
Sein Lager aufschlug in diesen Gefilden.

Doch gelang es nicht den wilden Gesellen
Einen der Riesenbäume zu fällen;

Sie begannen die mächtige Borke zu trennen
Vom Stamm und Löcher hineinzubrennen,
Bis viele tief ausgehöhlte Bäume
Den Wilden dienten als Zufluchtsräume.

Es strotzte der Hain von Wild, sie zu nähren,
Von Riesenhirschen und grauen Bären,
Die nie zuvor ein Jäger bedräute
Und die nun fielen als reiche Beute.
Bald stiegen die braunen Jäger auch wieder
Zu den Ansiedlungen der Weißen nieder,
Ruhm zu gewinnen durch Rauben und Morden.
Doch erlagen im Kampfe die wilden Horden,
Und die Weißen folgten ihren Spuren
Hinauf zu Mariposas Fluren,
Wo sie die Riesenbäume fanden,
Nachdem die Wilden darin verschwanden.
Von Mariposa ging die Kunde
Nun durch die Welt von Mund zu Munde,
Und Pilger kamen aus allen Landen,
Die hochgestreckten Halses standen
Vor den gewaltigen grünen Thürmen,
Die schon viel tausend Winterstürmen
Getrotzt und — will man's ihnen gönnen,
Viel tausenden noch trotzen können.

Ich ging, zwei Weggefährten zur Seite,
Wir durchschritten den Hain die Länge und Breite,
Und, wie der Hirsch im Lauf die Zacken
Legt des Geweihs in seinen Nacken,
So hielten wir oft in den Nacken geschoben
Den Kopf, die Augen gerichtet nach oben.
Wir blieben vor manchem Baume stehen,
Seinen mächtigen Bau in der Nähe zu sehen,
Umschritten den Stamm, seinen Umfang zu messen,
Und merkten dabei nicht, wie schnell indessen
Die Zeit entschwand und Einer den Andern
Aus den Augen verlor beim Staunen im Wandern.
Schon dämmert's in Mariposas Hain,
Und plötzlich fand ich mich ganz allein.
Ich rief, doch keine Antwort kam,
Und als ich nun die Richtung nahm
Zum Waldsaum, wo wir unsre Pferde
Verlassen, war's als ob die Erde
Sich lockre unter mir: ich steckte
In Schnee, der weithin sich erstreckte
Mit schwärzlich trügerischer Kruste
Im Hohlweg, den ich kreuzen mußte.
Sie knirschte, unter meinem Schritt
Einbrechend, und ich knirschte mit.
Der Angstschweiß quoll in dicken Tropfen
Mir von der Stirn, und laut zu klopfen

Begann mein Herz, wie eingefroren
Stand ich verlassen und verloren,
Versenkt im Schnee bis an den Leib.
Ich dacht' an Heimat, Kind und Weib,
Und mit den letzten Kräften rang
Ich mich empor, und es gelang.
Da hört' ich plötzlich Stimmen rufen
Und Stampfen wie von Rossesḣufen.
Mit raschem Schritt den kurzen Raum
Durchmaß ich bis zum Waldessaum,
Wo Wagen hielten, Roß und Reiter;
Mit ihnen zog ich fröstelnd weiter
Zum Rancho, unter dessen Dach
Ich nach des Tages Ungemach
Bald eine warme Zuflucht fand
An des Kamines Flackerbrand,
Wo bis zur Nacht beim lustigen Feuer
Erzählt ward manches Abenteuer.

Abschied von Amerika.

Leb' wohl, Amerika! Ein flüchtiger Wandrer
Durchzog ich deine Segensau'n und Wüsten,
Und doch im Scheiden fühl' ich mich ein Andrer,
Als da zuerst mich deine Sterne grüßten;
Es hat dies wechselvolle Wanderjahr
Die Augen mir geöffnet wunderbar,
Daß ich in deinem Lichte anders sehe
Als da ich kam, nun da ich von dir gehe.

Leb' wohl, Amerika, du Welt im Werden!
Aus unsrer Alten Welt erhabnen Trümmern
Vereinigst du, was Großes ward auf Erden,
Und brauchst dich um Vergangnes nicht zu kümmern,
Derweilen wir noch stets von altem Fluch
Zu dulden haben, der Geschichte Buch
Durchforschen müssen, gründlich zu erfahren,
Wie lange wir Narren der Geschichte waren.

Leb' wohl, Amerika! Auch manches Närr'sche
Sah ich in dir beim tollen Mummenschanze
Des Wahlkampfs, wo im Glauben, es beherrsche
Sich selbst als Quell der Herrschermacht, das ganze
Von Freiheit trunkne Volk nicht weiß noch ahnt,
Wem seine Wahl den Weg zur Herrschaft bahnt
Ob einem Weisen oder einem Thoren:
Nach Glücksfall wird erkoren wie geboren!

Leb' wohl, Amerika! Was zur Verblendung
Dir auch geschah durch trügerische Leiter:
Du irrtest nie im Ziele deiner Sendung
Und stürmtest auf der Bahn des Fortschritts weiter.
Es wurden Wüsten unter deinem Schritt
Zu Paradiesen, denn das Glück zog mit
Und trieb zu immer kühnrer Unternehmung
Dich vorwärts, andern Völkern zur Beschämung.

Leb' wohl, Amerika! Von deinen Aehren,
Aus deinen immer hochgefüllten Speichern
Muß nun schon unsre Alte Welt sich nähren,
Und alles dient, die Neue zu bereichern.
Wie Weberschifflein fliegen hin und her
Die Riesendampfer übers weite Meer,
Deutschland schickt dir sein Gold mit seinen Kindern,
Dein Volk und Gut zu mehren, seins zu mindern.

Leb' wohl, Amerika! Dir ward ein Segen
Wie keinem Volk der Alten Welt beschieden!
Wir stehn umdräut von Feinden allerwegen
Und müssen kampfbereit sein selbst im Frieden,
Denn gegen uns gerüstet sinnt der Feind
Auf Rache für den Sieg, der uns geeint.
Dir droht kein Feind, das Meer schützt deine Küsten,
Du brauchst zur Friedensarbeit nur zu rüsten.

Leb' wohl, Amerika! Dein Sternenbanner
Bedurfte nie des Schutzes großer Heere,
Du scheuchtest leicht die rothen Bogenspanner
Und suchtest nur in Arbeit Lohn und Ehre,
Urwälder lichtend und der Felsen Herz
Erschließend, reich an Gold und Silbererz;
Geleise über Riesenströme schlagend
Und über Berghöhn, in die Wolken ragend.

Leb' wohl, Amerika! Was in dir Großes,
Kann nur der Dummheit Neid und Haß erregen.
Du nährst viel Kinder deutschen Mutterschoßes,
Die treulich mehren deines Wachsthums Segen —
Doch deren Herzen auch im fremden Land
Der alten Heimat treu noch zugewandt —
Und ihr und ihnen gilt mein Wunsch beim Scheiden,
Daß nie das Band zerreiße zwischen beiden.

Auf der Heimkehr.

Wie lange lechzte im Sonnenbrand
Nach Thau und Regen das durstige Land!
Dunkle Wolken zogen am Himmel auf
Und manch spähendes Auge folgt' ihrem Lauf;
Doch sie suchten sich ein anderes Feld
Als das trockene Land in der Neuen Welt,
Und es dient ihr ersehnter Segensguß
Nur zu mehren des Meeres Ueberfluß.
Bald folgt — auf der Ankerketten Gerassel
Bei der Abfahrt des Schiffs — ein gewaltig Geprassel,
Und zeigt der Himmel sich so erbötig,
Regen zu spenden, wo's gar nicht nöthig,
Daß selbst unser Schiff sich darüber Gedanken
Seltsamer Art macht und anhebt zu schwanken
Wie ein Gläubiger, den ein gelehrter Schwätzer
Durch wässrige Gründe gemacht zum Ketzer.
Die gläubigsten Damen selbst auf dem Verdeck
Spielen jetzt mit ihrem Glauben Versteck,
Umflort wird ihr Auge, unsicher ihr Schritt,
Das Schiff schwankt und sie schwanken mit.

Wohin sie schwankten, ich will's nicht sagen,
Noch was sich sonst dabei zugetragen;
Denn, äußerten sie's auch selber mündlich,
Es nachzuerzählen halt' ich für sündlich.
Eine junge Amerikanerin
Ward mir zur holden Mahnerin,
Mich ihrer stützend zu erbarmen.
Gern lieh ich meinen Arm der Armen,
Hinab sie führend in die Kajüte.
Bald hatte mit christlichem Gemüthe
Sich jeder Herr einer Dame erbarmt.
So ward das Verdeck an Schönheit verarmt;
Denn die meisten der seekranken weiblichen Gäste
Waren jung, und das war an ihnen das Beste.

Ich aber stieg wieder in raschem Lauf
Zu des schwankenden Schiffs Verdeck hinauf.
Der Regen prasselte immer noch munter
Aus allmählich verziehenden Wolken herunter,
Doch trug ich Regenmantel und Mütze
Und wollte erproben, wie beides mir nütze.
Meine Muse, der ich als meiner Braut
In der Jugend nur heimlich alles vertraut,
Ist, seit ich mich mit ihr vermählt,
Auch gegen die Außenwelt gestählt.

An den Ocean.

Wälz' deine Wogen, alter Ocean,
Laß sie ausrollen oder jähen Sturzes
In Schaum versprühn auf sturmbewegter Bahn.
Ihr Leben scheint dem blöden Blick ein kurzes,
Und ist ein ewiges doch! In deinem Schoß
Versammelst du sie, um sie zu zerstreuen,
Hebst sie zum Licht empor, bald klein, bald groß,
Verschlingst sie, um aus dir sie zu erneuen.

Wälz' deine Wogen, alter Ocean,
Urewig jugendfrisch dich zu entfalten
In ihrem Spiel! — Die ersten Menschen sahn
Dich jung wie wir, und jung wird dich erhalten
Dein Salz des Lebens, wenn aus dieser Welt
Des Athmens längst der letzte Mensch verschwunden,
Kein Schiff an deinen Klippen mehr zerschellt,
Kein Kranker dir mehr naht, um zu gesunden.

Wälz' deine Wogen, alter Ocean!
Noch leben wir und wollen mit dir leben:
All deine Schrecken sind ein leerer Wahn,
Denn — wo's auch sei! — nur Einen Tod kann's geben.
Und wenn die Stunde schlägt, die Licht und Luft
Dem Menschen nimmt als Ende alles Strebens:
Wo gibt's als Ruhstatt eine beßre Gruft
Als in der Wiege alles Erdenlebens!

Wälz' deine Wogen, alter Ocean!
Ich wüßte nicht, wo ich so ruhig schliefe,
So selig träumte, wie ich oft gethan,
Als eingewiegt hoch über deiner Tiefe.
Du spültest manche Sorge von mir ab,
Die mir das staubige Festland mitgegeben,
Und, fänden alle Sorgen so ihr Grab
In dir wie diese, möcht' ich lang' noch leben.

Wälz' deine Wogen, alter Ocean!
Ob sanft sie gleiten, ob sich berghoch thürmen,
Wenn aufgewühlt vom heulenden Orkan:
Dein Grund bleibt unbewegt von allen Stürmen!
Was deine Brust versehrt, ist schnell geheilt,
Und stürzten alle Berge in dich nieder,
Dich bis zum Grund aufwühlend, wie zerkeilt:
Gleich schlössen sich die tiefen Wunden wieder!

Wälz' deine Wogen, alter Ocean!
Doch nicht wie durch manch' stürmisches Jahrtausend
Du weiland sie gewälzt, auf öder Bahn
Von einem Welttheil wild zum andern brausend,
Die Völker trennend, die vor dir erbangt,
Bis sie als mächtigen Freund dich kennen lernten,
Der einigt, was nach Einigung verlangt,
Und leicht einander nähert die Entfernten.

Wälz' deine Wogen, alter Ocean,
Zum sichern Port! — Wähnt, auf Entdeckerspuren,
Auch mancher Thor, du seist ihm unterthan,
Weil sicher schon viel Thoren auf dir fuhren —
Du bist zu groß, um auf der Kleinen Wahn
Zu achten; klein vor dir sind selbst die Weisen!
Wälz' deine Wogen, alter Ocean,
Und laß mich dich im sichern Hafen preisen!

Curly Bill von Arizona.

1.

Curly Bill von Arizona,
Der gewaltige Desperado,
Hieß auch Curly Bill von Texas,
Curly Bill von Californien —
Curly Bill von überall.

Ueberall war er zu finden,
Nur nicht da, wo man ihn suchte;
Ueberall war er gefürchtet
Er nur kannte keine Furcht.

Gastlich stand sein Rancho offen
Allen Hungernden und Armen,

Denn er nahm nur, um zu geben,
Und gab stets mit voller Hand.
Auch Verfolgte fanden immer
Bei ihm Zuflucht — oder Pferde,
Der Verfolgung zu entfliehn.

Doch, so viel ihm Pferde schwanden
Aus der Hürde — immer kamen
Neue bald, sie zu ersetzen,
Denn, bevor er Ines kannte,
Die schwarzäugige Creolin,
Die mit wonnigen Feuerblicken
Wunderbar sein Herz entzündet,
Galt ein edles Roß ihm immer
Als das höchste Gut der Welt.

Aber jetzt nach andern Gütern
Späht' er aus für seine Ines:
Späht' nach Gold und Diamanten,
Fürstlich sie damit zu schmücken . . .

Als der Priester in der Kirche
Sah den Schmuck der schönen Ines,
Deren lange Wimpernpfeile
Selber ihm ins Herz gedrungen,
Forscht' er eifrig nach der Quelle

Ihres Glanzes, und bedräute
Mit dem ewigen Höllenfeuer
Ines, wenn sie nicht die Liebe
Gründlich aus dem Herzen reiße
Zu dem Räuber Curly Bill.

Ihren Schmuck soll sie der heiligen
Kirche opfern für die Armen,
Sie soll beten, büßen, fasten,
Bis ihr Gott die Kraft gegeben
Dem Verworfnen zu entsagen,
Der mit ihr nicht in die Kirche
Seinen Fuß zu setzen wagt . . .

Curly Bill, da er dies hörte,
Glühte auf in wildem Feuer,
Schlang um Ines seine Arme,
Und mit heißen Küssen trocknet
Er die thränenfeuchten Wangen.
Sprach: Sei ohne Furcht, Geliebte,
Du, mein Himmel, sollst zur Hölle
Niemals fahren, doch zur Kirche
Werd' ich gehn mit dir am Sonntag,
Und noch reichern Schmuck als heute
Magst du dann dem Priester opfern,
Zur Vergebung aller Schuld.

Ines, da sie dies vernommen,
Sprang vor Glück umher im Zimmer,
Zupfte mit den feinen Händen
Des Geliebten Bart und Locken,
Fuhr ihm über Stirn und Wangen,
Dreht' den Kopf ihm, bei den Ohren
Ihn ergreifend, hin und her.

Curly Bill saß wie verzaubert,
Halb in Seligkeit versunken,
Halb in brütenden Gedanken
Unter Ines feinen Händen
Und den Gluten ihrer Augen,
Die wie Sonnenstrahlen spielten
Hellen Scheins auf dunkler Flut.

Plötzlich öffnet sich die Thüre,
Und ins Zimmer tritt ein hagrer
Mann mit stechend grauen Augen
Und unheimlicher Geberde. —
Wie versteinert blieb er stehen
Als er Curly Bill und Ines
Sah so liebeselig, daß sie
Seinen Eintritt gar nicht merkten.
Einen Schritt dann that er vorwärts,
Hastig zum Revolver greifend,

Doch die Hand war wie gelähmt.
Und in Zwietracht mit sich selber
Schlich er fort auf leisen Sohlen,
Wie er kam — doch noch im Scheiden
Unheilvolle Blicke werfend
Auf das liebeselige Paar.

2.

Ohne Gruß, wie er gekommen,
Aus der Thüre schlich Jim Wallace,
Der bewährteste Vertraute
Und verwegenste Gefährte
Curly Bill's auf seinen Zügen;
Doch sein Liebesglück mit Ines
Hat er ihm nicht anvertraut.

Curly Bill war karg im Reden,
Sprach in Thaten mehr als Worten.
Alle Beute, alle Schätze
Theilt' er gern mit den Gefährten,
Aber seine Liebe theilt' er
Nur mit Ines, der sie galt.

Auch Jim Wallace liebte Ines
Heimlich lange glühenden Dranges,
Aber ohne Gegenliebe:

Alles hätt' er ihr geopfert
Ohne Zögern, seine Freunde,
Seine Schätze, seine Seele;
Alles, was ihr Herz verlangte,
Ihr verheißen und errungen
Für ein Lächeln ihres Mundes —
Doch ihr Herz blieb ungerührt.

Nun am eigenen Herzen zehrte
Brennend die verschmähte Liebe
Des unseligen Jim Wallace,
Und zur Qual ward ihm das Leben.
Meiden wollt' er Ines' Nähe
Und mit wohlbewahrten Schätzen
Uebers Meer zum grünen Erin
Ziehn, zum Lande seiner Väter.
Doch nicht scheiden ohne Abschied
Konnt' er von der Heißgeliebten,
Die vielleicht in ihm den Räuber
Nur verabscheut, nicht den Menschen.
Wissen soll sie, was ihn fortzieht
Aus dem Hochland Arizona,
Und in Frieden will er scheiden.
So kam er in Ines' Wohnung,
Wo er fand, die ihn verschmähte,
In den Armen Curly Bill's.

Heimgekehrt in seinen Rancho
Finster brütend saß Jim Wallace,
Als ein Reiter Botschaft brachte
Wichtiger Art von Curly Bill:
Mit sechs auserlesenen Mannen
Soll er Sonntag in der Frühe
Ihn im Cedernwald erwarten
Nahe bei der neuen Kirche
In dem Thal des Santa Cruz. —

Gab Jim Wallace diese Antwort:
Wohl, ich komme früh am Sonntag
Mit sechs auserlesenen Mannen
Zu dem Walde bei der Kirche,
Curly Bill dort zu erwarten
In dem Thal des Santa Cruz!

3.

Nach zwei Tagen kam der Priester
Zu der lieblichen Creolin,
Um zu sehn, ob sie zum Heile
Schon den rechten Weg gefunden
Durch Kasteiung und Gebet.

Ines beichtete ihm treulich
Alles Gute, das sie glaubte
Von der weihevollen Wirkung
Seiner priesterlichen Worte
Auf die Seele Curly Bill's:
Wie er selbst am nächsten Sonntag
Fromm zur Kirche kommen werde,
Schätze für die Armen opfernd,
Zu bereuen und zu büßen
Alle Schuld vergangner Zeit.
Staunend vor ihr stand der Priester,
Was er hört, scheint ihm ein Wunder ...

Aber — denkt er bei sich selber —
Diese Unschuld kann nicht lügen,
Und was nützen alle Wunder,
Die der Priester selbst nicht glaubt! —

Segnend legt er seine Hände
Auf das Haupt der schönen Ines,
Ihre Wangen freundlich streifend,
Und drückt einen Kuß der Weihe
Auf die Stirn zum Lebewohl.

Unterwegs klug überlegt er,
Welchen Ruhm der heiligen Kirche
Und ihm selber bringen werde
Die Bekehrung Curly Bill's.
Staunen werden, die es hören,
Staunen werden, die es lesen,
Daß der Schrecken Arizonas,
Der gefürchtetste der Räuber,
Den kein Scherge wagt zu greifen
Und kein Richter wagt zu richten —
Den selbst der Beraubte nicht
Wagt des Raubes zu beschuldigen,
Weil er mächtiger ist als alle —
Oeffentlich vor allem Volke
In sich geht und Buße thut!

Doch in seiner stillen Klause
Immer tiefer sich versenkend
In das Wunder, fühlt er wieder
Zweifel zum Gehirne steigen,
Ob die liebliche Creolin
Ihn, im Bunde mit dem Räuber,
Nicht getäuscht. Die Zweifel kommen
Jeden Tag, und täglich geht er,
Bis der Sonntag kommt, zu Ines,
Die sich segnen läßt und streicheln,
Seine Zweifel zu beschwichtigen,
Und ihm täglich neu betheuert:
Curly Bill bricht nie sein Wort!

4.

Und der Sonntag kam. Versammelt
Saß in Andacht die Gemeinde
Dicht gedrängt, daß kaum für Ines
War ein Plätzchen noch zu finden,
Als sie kam. Der Priester sah sie
Kommen ohne Curly Bill.

Und umdüstert ward sein Auge,
Ganz zerstreut erscheint er heute
In der Uebung heiliger Pflichten.
Niemals nach dem ewigen Heile
Schwoll so mächtig sein Verlangen,
Wie jetzt nach des Räubers Anblick;
Länger schienen die Minuten
Sich zu dehnen, als sonst Stunden.
Aber plötzlich geht ein Murmeln
Durch die Menge; alle Köpfe
Wenden das Gesicht zum Eingang.

Durch die offene Thüre schreitet
Curly Bill mit sechs Gefährten,
Die nach beiden Seiten einzeln
Rasch verschwinden im Gedränge,
Während Curly Bill gelassen,
Ohne rechts noch links zu blicken,
Zum Altar die Schritte lenkte,
Wo der Priester, auf ihn deutend,
Also sprach:
„Freut euch, Geliebte!
Seht, ein Sünder kommt, zu büßen;
Ein verlorner Sohn kommt wieder
In das Vaterhaus. — Der Schrecken
Unsres Lands war Curly Bill,
Und nun kommt er, durch ein Wunder
Auf den rechten Weg geleitet,
Fromm und friedlich in die Kirche,
Ein verirrtes Schaf zum Hirten —
Kommt, um seinen Raub zu opfern
Für die Armen . . ."
„Hört mich, Freunde" —
Unterbrach ihn Curly Bill:
„Dieser Mann spricht nicht das Rechte.
Ich bin nicht zum Vaterhause
Als verlorner Sohn gekommen,
Denn nie kannt' ich meinen Vater,

Und verwaist in Wildniß wuchs ich
Auf zum Manne. Auch kein Wunder
Hat mich hergeführt zum Hirten
Als verirrtes Schaf. Ich kenne
Keine Schafe, welche rauben
Und den Raub den Armen opfern,
Wie ich oft gethan im Leben
Und auch heut zu thun gedenke;
Denn, obwol ich keine Kirche
Bis zu diesem Tag betreten,
Weiß ich doch, man soll zur Kirche
Nur in guter Absicht gehn.

Was mir einzig noch das Leben
Theuer macht, ist eine Liebe,
Die sich barg in meinem Herzen
Wie die Perle in der Muschel,
Wie die Rose hinter Hecken,
Bis der Priester sie erspähte,
Meines Herzens Glück zu tödten;
Denn er sprach zu meiner Perle:
Glänze nicht für den Verlornen;
Und er sprach zu meiner Rose:
Blühe nicht für den Verdammten,
Der im ewigen Höllenfeuer
Dich und sich verderben wird.

Sieh, sein Muth glänzt nur im Dunkel —
Nie beim Tageslicht wird er wagen
Eine Kirche zu betreten,
Um sich offen zu bekennen
Als den Räuber, der er ist. —

Doch nun steh' ich in der Kirche
Vor dem Priester am Altare,
Offen mich hier zu bekennen
Als den Räuber, der ich bin!

Hier ist das versprochene Opfer
Für die Armen, — Gold in Fülle —
Nehmt es und vertheilt es redlich." —

Also redend, große Rollen
Goldes zog er aus den Taschen,
Warf sie zu des Priesters Füßen
Und fuhr fort:
„In einem Kerker
Mexicos saß ich gefangen
Einst, durch Uebermacht bewältigt
Und im Kampfe schwer verwundet.
Tödlich schienen meine Wunden;
Täglich kam zu mir ein Priester,
Meine Seele zu erretten

Von Verdammniß, bald durch Worte,
Bald durch Bücher der Erbauung.
Und ich las in einem Buche,
Wie vor alter Zeit die Priester
Tanzten vor dem Heiligthume
Ihres Volks, zur Ehre Gottes.
Solches Schauspiel neu zu sehen
Ward mein sehnlichstes Verlangen.

Durch den Priester sandt' ich Botschaft
Freunden, die mit goldnem Schlüssel
Mich erlöst aus meiner Haft.

Nun in Freiheit, flog ich wieder
Durch die Lande, bis die Liebe
Ganz mein Herz gefangen nahm.
Fremd durch sie ward ich mir selber,
Die durch ihre Zauberstrahlen
Mir das Dasein so verklärte,
Daß ich war wie neugeboren
Und mir mein vergangnes Leben
Wie ein wüster Traum erschien.
Als nun jählings dieser Priester
Meinen Liebeshimmel trübte,
Wollt' ich nicht den Gang zur Kirche

Thun, ein Opfer ihm zu bringen,
Ohne Gegenopfer: tanzen
Soll er vor dem Heiligthume,
Wie zur Ehre ihres Gottes
Priester alter Zeit getanzt.“ —

„Greift den Missethäter, bindet
Ihn und führt ihn vor den Richter!“
Rief der Priester, bleich und zitternd.

Aber Curly Bill, die Augen
Fest gerichtet auf die Menge,
Sprach: „Wer wagt es, mich zu greifen?“

Wie gebannt von seinen Blicken
Bleibt die Menge regungslos.
Nun die Feuerblicke drohend
Auf den Priester richtend, sprach er:
„Hörst du, Priester, du sollst tanzen,
Tanzen sollst du am Altare! —“
Und der Priester hebt zu tanzen
An, so schlotternd und so kläglich,
Daß bald Curly Bill Erbarmen
Mit ihm fühlt, und ruft: „Genug!“

Festen Schritts verläßt die Kirche
Curly Bill, wie er gekommen;
Doch es folgen ihm viel drohnde
Stimmen und viel drohnde Fäuste,
Angefeuert durch den Priester
Hinterm Rücken Curly Bill's.

Seine Mannen und Jim Wallace
Stemmen sich der Flut entgegen,
Doch umdrängt von allen Seiten,
Um sich schießend, schlagend, stechend,
Sind sie einzeln bald bewältigt,
Dieser todt und jener lebend —
Nur Jim Wallace ist entkommen,
Und auf seiner Flucht zum Walde
Tritt ihm Curly Bill entgegen,
Nennt ihn Feigling, daß er fliehe,
Zwingt ihn, mit ihm umzukehren,
Den Gefährten beizustehn. —

Spricht Jim Wallace:
„Nicht aus Feigheit
Floh ich — nur um dich zu finden,
Dir zu melden, deine Ines
Wurde, deinen Spuren folgend,

Aufgefangen und gewaltsam
Fortgeführt ..."

„Auf, sie zu retten!" —

„Dafür wird zunächst der Priester
Sorgen, und dann wol ein Kloster." —

„Schnell zu Pferde! Folge mir!" —

„Ich dir folgen? Nicht zu Ines,
Aber einst vielleicht zur Hölle,
Denn ich selber liebte Ines,
Doch jetzt hass' ich sie wie dich!
Lieber als in deinen Armen
Will ich sie im Kloster wissen!" —

Zornig griff nach seinem Messer
Curly Bill; allein Jim Wallace
War ihm rasch zuvorgekommen,
Und drei Schüsse nacheinander,
Die in Herz und Auge trafen,
Streckten Curly Bill zu Boden,
Während noch die Hand das Messer
Krampfhaft hielt, das er gezückt.

Wie befreit von schwerer Bürde
Ging Jim Wallace leichten Schrittes
Den Verfolgern selbst entgegen,
Sich als Mörder anzuklagen
Seines alten Raubgenossen
Curly Bill von Arizona —
Und sie rühmten seine That. *

* Der „Milwaukee Herald" meldet in einer Nummer aus den ersten Tagen des Juli 1881: „Arizona ist jetzt des gefährlichsten seiner Banditen entledigt. Curly Bill, welcher kürzlich den Marschall White in Tombstone, in Arizona, erschoß, mit seiner Bande in eine Kirche drang, den Pfarrer vor der von den andern Banditen im Zaume gehaltenen Gemeinde zum Tanzen auf dem Altare zwang, wurde in Galesville von Jim Wallace, einem Mitgliede seiner Bande, ermordet. Wallace, welcher in Selbstvertheidigung die That vollbracht, wurde freigelassen. Er ist auch ein berüchtigter Desperado, welcher schon geraume Zeit an der mexicanischen Grenze sein Unwesen getrieben, ohne daß man ihn indessen überführen und zur Haft bringen konnte."

Epilog.

Aus beengender Heimat zur Fremde zog
Ein junger, hochstrebender Wandrer,
Die Brust von Hoffen und Muth geschwellt,
Alle Trübsal des Lebens vergessend,
Die früh ihn gebeugt, bald durch kleinlichen Zwang,
Bald durch wuchtige Schläge des Schicksals.
Doch jetzt, die Blicke nur vorwärts gekehrt,
Freierhobenen Haupts
Trat er alle Sorgen mit Füßen,
Wie welke Blätter vom Baum geweht.

So zog er fürbaß
Rüstigen Schrittes,
Und staunend vernahm er
Auf allen Wegen
Die rauhe Frage:
„Woher und wohin?“

Wenn er die müden Glieder
In der Glut des Mittags
Ausstreckte, zu ruhen
Am schattigen Waldsaum,
Und die sinnigen Augen sich schlossen,
Weckt' ihn des Forstwarts
Kreischende Frage:
„Woher und wohin?"

Und wenn er auf einsamen Pfaden
Dem Gemurmel des Wiesenbachs lauschte,
Oder Feldblumen pflückte zum Strauße,
Erscholl ihm des Flurhüters
Zornige Frage:
„Woher und wohin?"

Wenn er abends zur Stadt kam,
Um den Staub von den Füßen zu schütteln
Zu Rast und Labung,
Fand er kein Plätzchen,
Sein Haupt hinzulegen,
Ohne die Frage:
„Woher und wohin?"

Erst in weiter Ferne,
In pfadloser Wildniß,

Bald in brennenden Wüsten
Nach Labung lechzend,
Bald über eisige Berge
An Abgründen wandelnd,
Mit blutenden Händen
An die Felswand sich klammernd,
Hülflos und rathlos,
Wo jeder Fehltritt
Sichres Verderben,
Und oft vor Grausen
Die Haare sich sträubten
Bei verlorener Spur
Und unfindbarem Ziel,
Fragt' er den Himmel,
Fragt' er sich selber:
„Woher und wohin?"

Keine hörbare Antwort
Erscholl auf die Frage,
Doch der Himmel half ihm
Durch Kraftverleihung
Sich selbst zu helfen —
Und wie durch ein Wunder
Halfen ihm einst auch
Wildfremde Menschen,
Als ihn ein Schneesturz

Lebendig begraben —
Und rüstig kam er
Nach langer Irrfahrt
Zur Heimat zurück.

Am langen Wirthstisch
Des ersten Städtchens,
Wo er Einkehr zur Nachtruhe hielt,
Saßen muntere Gäste,
In deren Antlitz
Würde mit Heiterkeit kämpfte
Beim Eintritt des Wandrers,
Der ihnen erschien als ein Fremder
Nach Tracht und Haltung
Und sonngebräuntem Gesichte.
Er grüßte freundlichen Grußes
Und setzte sich nieder zum Nachtmahl,
Mit Sorgfalt die Weinkarte prüfend.

Da sprach der stattliche Wirth:
„Einen besseren Wein,
Als wir heute hier trinken
Zur Feier der Taufe
Meiner Jüngstgeborenen,
Birgt mein Keller nicht:
Beehren Sie mich, ihn zu kosten!“

Der Gast lobte den Wein
Und stieß an mit dem Wirth
Auf das Wohl seiner Jüngstgebornen.
Da machte der Wirth
Seinen werthen Gast
Bekannt mit den andern,
Die zur Feier der Taufe geladen:
Mit dem Pfarrer, dem Doctor, dem Amtmann, Assessor
Und Oberförster des Städtchens.
Und sie alle boten
Dem Gast ihr Willkommen,
Die Gläser frisch füllend und leerend.

Und der dem Gaste zunächst saß,
Der würdige Amtmann,
Der Richter im Streite,
Bot aus goldener Dose
Ihm auch eine Prise,
Dabei neugierig fragend:
„Woher und wohin?"

„Ja, wenn ich das wüßte" —
Sprach lächelnd der Gast —
„So hätt' ich das Räthsel
Der Schöpfung gelöst!"

Und abermals füllten
Die Herrn ihre Römer,
Dem Gaste zutrinkend
In weinfroher Laune,
Und sie rückten näher
Mit scharrenden Stühlen,
Die Antwort des Amtmanns zu hören.

Der sprach bedächtig:
„Sie meinen das Fernste,
In des Wortes tiefster Bedeutung —
Ich nur das Nächste
Im Woher und Wohin Ihrer Reise.“ —

„Die hat mich weit fort aus der Heimat geführt
Und weither in die Heimat zurück;
So viele Jahre hindurch, wie ich Sinne habe,
Zog ich umher in der Fremde,
Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang,
Ohne die Lösung der Frage zu finden
Des Woher und Wohin.“

„Die liegt doch sehr nahe“ —
Rief der Assessor,
Sein Glas wieder füllend: —

„Das Woher ist nicht weiter
Entfernt vom Wohin
Als die Wiege vom Grabe."

„Das Wandern durchs Leben führt weiter nicht
Als von Staub zu Staub", sprach der Doctor.

Nachdenklich fuhr mit der Hand durch den Bart
Der stämmige Oberförster
Und sah den Pfarrer wie fragend an,
Der mit Ruhe begann:
„Das Woher und Wohin
Ist der Weisheit Anfang und Ende.
Wie der Fremdling, der jetzt zur Heimat kehrt,
Mit gereiftem Sinn und geklärtem Blick
Nach den Prüfungsjahren des Wanderns,
So kehren wir alle zur Heimat einst,
Die des Geistes Urquell und Leuchte;
Denn Fremdlinge bleiben wir allzumal
Auf dem rastlos kreisenden Erdball,
Wo zu Staub wieder wird, was der Staub gebar,
Doch der Geist sich erhebt aus dem Staube.
Nicht jeder versteht ein erleuchtetes Wort,
Denn wie Samenkörner sind Worte,
Die nur keimen und wachsen zu nährender Frucht
Auf wohlbereitetem Boden."

Nach den Worten erhob der Pfarrherr sich,
Und die andern thaten desgleichen,
Denn vom Thurme schlug es schon Mitternacht,
Und der Amtmann sprach, der Richter im Streit:
„Zu spät ist's heute, vor Schlafengehn,
Die Frage nach dem Woher und Wohin
Noch stehenden Fußes zu lösen."

Wiesbaden, 23. Juni 1881.

F. B.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Buch.

Gedichte aus neuerer Zeit.

Zweites Buch.

Sinngedichte und Sprüche.

Drittes Buch.

Blätter aus frühern Tagen.

Viertes Buch.

Erzählende Gedichte.

Fünftes Buch.

Gelegenheitsgedichte.

Sechstes Buch.

Vorläufer des Mirza Schaffy.

Siebentes Buch.

Aus der Neuen Welt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.